Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-465142-p0001-2

Untersuchungen,

über den

Stand der Natur.

— — — — Deus ille fuit, — — — —
Qui princeps vitae rationem invenit eam, quae
Nunc appellatur sapientia: quique per artem
Fluctibus e tantis vitam, tantisque tenebris,
In tam tranquillo, et tam clara luce locavit.

LUCRETIUS.

Berlin, 1780.

Im Verlag der Buchhandlung der Realschule.

KŒNFRIED.
UNIVERS.
ZVHALLF.

KŒNFRIED
UNIVERS.
ZVHALLE

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
Theologische Abteilung

Der Verfasser wollte seine kurze Vorrede, mit der passenden Vergleichung der Geistesprodukte mit den mancherlei Münzsorten, beginnen. Aber sie ist abgenuzt, und nur gar zu oft entweiht.

Das Interesse der Untersuchungen, die die Menschheit zum Gegenstand haben, ist bisher allgemein anerkannt worden. Der Verfasser hat darüber noch einiges auf dem Herzen, welches er künftig, in einer Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, abzusprechen gedenkt.

Wenn die Lektüre dem Leser dieser Schrift so viel Vergnügen bringt, als ihr

Verfasser bei der Ausarbeitung genossen hat: so soll ihm wol das treuherzige Dankgefühl eine unausbleibliche Belohnung seyn. Diesen Lohn hat er wenigstens dem Verfasser der vor einigen Jahren erschienenen kleinen Schrift, über den Stand der Natur, schon zu wiederholtenmalen in der Stille dargebracht.

Daß er übrigens, wenn's bei dergleichen Untersuchungen fruchtete, mit Gelehrsamkeit und Litteratur hätte aufwarten können, werden die kundigen Leser hoffentlich aus der Ausführung selbst abnehmen. Es war ihm aber mehr um anziehende Beobachtungen, und um Neuheit in der Anreihung derselben, zu thun. — Im Februar, 1780.

Unter-

Untersuchungen,
über den
Stand der Natur.

I.
Schilderung des Standes der Natur, nach ein Paar entgegengesezten Systemen.

Stand der Natur! — In den Ohren Vieler das fürchterlichste Donnerwort. Ihr gekränktes Gefühl empöret sich beim Anblick einer Lage der Menschheit, in welcher kein menschliches Individuum, mittelst irgend eines Fadens, an dem andern hängt; keines auf das Interesse des Andern achtet, sondern ihm, wenn der Zwang physischer Bedürfnisse mitwirkt, un-

gescheut und ungestraft geradezu entgegen arbeitet; keines des Andern Vater, Freund, Nachbar ist; keines in den Armen, oder an der Brust des Andern, durch eine wohlthätige Pflege erwärmt wird; keines den Wirkungskreis des Andern mit guten Rathschlägen erweitert; keines des Andern Macht, durch eine gesellige Mithülfe, vermehrt; keines in eines Andern Atmosphäre frei athmen kann. — Sie beben zurück, wenn sie sich selbst in Gedanken in einen Zustand versezen, in welchem die edlen Menschheitgefühle von den stürmischen Fluthen der Zügellosigkeit, Wildheit und Barbarei weggeschwemmt und ersäuft werden, oder bei einer nie gereizten, schlafenden, unbeweglichen Unthätigkeit stocken und verfaulen; in einen Zustand, in welchem sich die Natur und alles, was drinnen ist, als Feind wider den versäumten Menschen wafnet; in welchem Geschöpfe seiner Art die Mordkeule gegen ihn empor schwingen, ihn von der labenden Wasserquelle forttreiben, ihm die Frucht, die er vom Baum abgebrochen, oder das Kraut, welches er für sich zusammen getragen, oder das Wild, das er, nach vollbrachtem beschwerlichem Tagewerk, mit saurer

Mühe

Mühe erlegt hat, wegstehlen, ohne dafür vor irgend ein Gericht zur vergeltenden Ahndung gezogen werden zu können; in einen Zustand, in welchem ihm jeder Bissen Speise, jeder Trank Wassers, Gift seyn kann, und die er demohngeachtet genießen muß, wenn er nicht dem Hunger oder dem Durst, den fürchterlichsten Feinden, die er kennt, kraftlos unterliegen will; in einen Zustand, in welchem er an keinem Abend sein wankendes Haupt, mit Gewißheit, es, wenn der kommende Tag aufdämmert, unzerschmettert wieder empor zu heben, hinlegen kann; in einen Zustand endlich, in welchem er sehr oft von den schmerzhaftesten Empfindungen des Hungers und des Durstes gefoltert, oder doch wenigstens alle Augenblicke von der eben so peinlichen innern Empfindung der Gefahr zu verhungern oder zu verdursten, bedrohet und gequält wird.

Stand der Natur! — Heiterkeit ergießt sich über die Gesichter einer andern Klasse von Menschen; wenn sie sich das Bild dieses in ihren Augen wünschenswerthen Zustandes vorhalten. Keine Schaaren pressender Bedürfnisse lagern sich um diesen glücklichen Stand der Genügsamkeit

herum. Kein Troß von Menschen, die durch Armuth, Dürftigkeit und Elend ausgezehrt, gleichsam nur wie Schatten in der bürgerlichen Gesellschaft umherschleichen, und die so oft ihr durch den jammervollsten Nothstand und den zerreissendesten innerlichen Schmerz, abgehärmtes Leben bis auf den lezten Tropfen allmählig ausdünsten müssen, gleichsam um es recht tief zu fühlen, daß sie sterben. Keine Klagen rechtschaffener, verdienter, aber unglücklicher Menschen schlagen dem mitfühlenden Herzen des Edlen unheilbare Wunden, deren schmerzende Wirkungen nur dann von Grund aus herausgerissen werden könnten, wenn sie zu helfen Macht genug hätten. Kein Wurm habsüchtiger Begierden benagt die Wurzel des Baums der Glückseeligkeit, daß er verwelkt oder verdorret. Ungebeten sezt sich der vorüberstreifende hungrige Wandrer an den ersten besten Tisch, den die Natur bereitete; unbekümmert, ob ein Andrer die Frucht des Baumes, das Kraut des Feldes, die Wurzeln der Pflanzen und das Fleisch des Thieres auf denselben ausgelegt hat. Sey's auch so. Man geizt hier nicht so stiefmütterlich mit seinem Ueberfluß, wie der

bür-

bürgerliche Reiche mit seinem überflüssigen Eigenthum, welches ihm, beim gränzenlosen Umfang seiner rafinirten Bedürfnisse, noch immer zu klein scheinen muß. Ein so mäßiger Gast kann allenthalben, wo er auch seyn mag zu Tische gehen. Die ganze Erde ist seine Speisekammer, und ihr Wasser, sein Keller. Sollte ja die gewohnte Quelle versiegt; keine Feld- oder Baumfrucht zu finden; kein Thier aufzutreiben seyn: so hungert er, bis das Glück günstiger ist. Die mit unsrer Leckerhaftigkeit und Schwelgerei verknüpften Unbequemlichkeiten und Sorgnisse drücken ihn nicht. Wundern würd' er sich, wenn er hörte, daß Menschen beim Ueberfluß darben, und daß andre, Nothleidende genannt werden, weil sie nichts als trockenes Brod und Quellwasser zu ihrer Nahrung haben. Er sammlet nicht für den Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Tageslust und Nachtruhe entfliehen ihm nicht. Daher quälen ihn keine unerfüllbare Wünsche, täuschende Hofnungen und lästige Sorgen; und Neid, Mißgunst und die übrigen erkünstelten lasterhaften Gemüthsbewegungen zehren ihn nicht aus. Seinen ge-

stählten Nacken können keine Unbequemlichkeiten, keine schmerzhaften Ereignisse beugen. Denn mit allen diesen Stürmen, deren periodisches Herstürzen in den Hafen seiner Ruhe unvermeidlich ist, wird er mit jedem Athemzug bekannter.

II.

Prüfung dieser entgegengesezten Vorstellungsarten.

Sind dies Züge desselbigen Urbildes? Werden nicht die Farben des erstern Gemäldes, durch die ersten Schilderungen, ganz verwischt? Unmöglich können daher beide Bilder nach der Natur gezeichnet seyn. Entweder ist nur eines von beiden ähnliches Bild und treffendes Gemälde der Natur; oder sie haben beide mit dem Urbild selbst so wenig Aehnlichkeit, so wenig im Mond oder im Saturn gezeichnete Erdcharten die Länder und Meere unsrer sublunarischen Welt genau darstellen können. — Hier entsteht demnach die Frage, in welchen von diesen beiden Schilderungen ist die

die wahre Natur charakterisirt? Mich deucht, in keiner. Der Sohn der Natur ist weder ein hobbesisches Raubthier, noch ein pussendorfscher geselliger Philantrop. Unser Urtheil über das Wünschenswerthe, oder über das Verabscheuungswürdige des Standes der Natur, muß sich nach Maaßgabe dieser Entscheidung, wenn sie erst gründlich bewiesen ist, so oder anders stimmen.

Hobbes schöpfte nicht aus der reinen, unvermischten Quelle der Natur. Er dachte sich die Entstehung des Naturstandes auf eine Art, nach welcher zwar unabhängige und gesezlose Menschen, aber nicht ursprüngliche Söhne der Natur erzeugt werden können. Er glaubte, der Staub einer zerstäubenden bürgerlichen Gesellschaft verwandle sich in Naturmenschen; und wenn die Bürgerbanden zerrissen seyen: so trete die völlige Zügellosigkeit des Naturstandes, mit allen seinen übrigen Eigenschaften ein. Nach dieser Voraussezung mußte er freilich, ohne eben seinen Folgerungen großen Zwang anthun zu müssen, behaupten: „daß der Stand der Natur die verabscheuungswürdigste Lage der Menschheit; daß er ein Stand des Krieges, des Raubes und ewiger

Gewalt-

Gewaltthätigkeiten aller wider alle sey, und daß daher das Zusammenwachsen vereinzelter Menschen zu einem einzigen Staatskörper, den dieselbigen Säfte durchströmen, und derselbige Hauch belebt, die merkwürdigste und wohlthätigste Epoche sey, die die Menschheit erreichen konnte."

Wir wollen uns weder mit dem schwarzblütigen, grämlichen, menschenfeindlichen Swift an der menschlichen Natur, durch muthwillige, boshafte Ejakulationen auf die Würde der Menschheit, versündigen; noch mit dem gutherzigen Jean Jaques dem bürgerlichen Leben fluchen; weil es uns bei den Seeligkeiten wohl ist, die wir in seinem Schooß in reicher Fülle genießen. Allein unter den Ruinen einer, durch selbstsüchtiges Entgegenstreben der einzelnen Glieder, oder durch die Tyrannei eines gekrönten despotischen Wahnsinnes aufgetriebenen bürgerlichen Gesellschaft, dürfen wir doch den Stand der Natur nicht suchen, wenn wir der Wahrheit mit offner Treue folgen wollen. Immerhin mag die Olive der Ruhe und des Friedens in einem Boden, den der gemeinschaftliche Fleiß verbündeter Freunde oder der Bürger befeuchtet, die stärkendeste Nahrung

rung finden; immerhin mag der Duft ihrer Blüthen in Palläste und in Hütten dringen, und die unternehmende Begeisterung des Volksführers, wie des Eseltreibers, zur Ruhe herabdämpfen: so kennt doch auch der unverstimmte Sohn der Natur, bei aller seiner Unabhängigkeit, die reizende Pracht ihrer Zweige. Denn nur Bedürfnisse und die selbstischen Neigungen, deren Mütter sie sind, trüben den ruhigen, in der Stille vorübergleitenden Bach des Lebens. Nur Habsucht, Gierigkeit, Geiz, Mißgunst, Neid ꝛc. sezen den Menschen in eine unvermeidliche Thätigkeit, die sich nothwendig sehr oft mit dem Wirken seines nach demselbigen Ziel laufenden Nachbars, der ähnliche Bedürfnisse zu befriedigen sucht, reiben muß. Und, siehe da ist Zank, Streit, Krieg!

Diese einander entgegen strebende Spannungen, die auf der einen oder der andern Seite schlechterdings mit Mißvergnügen und mit Schmerz verschwistert seyn müssen, sind kein Antheil des aus der Hand der Natur kommenden Menschen. Keine feindseelige, auf den gewaltthätigen Umsturz der Ruhe des Andern abzwecken-

zweckende Leidenschaften schwellen seine Brust auf, oder ziehn sie zusammen. Ihre Glut kann nur in dessen Adern den Kreislauf des Bluts beschleunigen, der von der Stillung eines Bedürfnisses nach der Befriedigung eines neuen Wunsches schmachtet, der ewig genießt und ewig geizt, und sich auf diese Weise unaufhörlich in einem Kreise von Wünschen und Bedürfnissen herumwirbelt. Den ächten Menschen der Natur kann nicht der tausendste Theil dieser Wünsche beunruhigen. Was er verlangt, kann er haben; was er hofft, trift zu. Denn die Sphäre seiner Güter ist begränzt, und der vergnügende Kützel derselben ist meistens in den Augenblick des Genusses selbst beengt. Dieser Umstand macht, daß keiner von seinen Wünschen leicht heiß werden kann; weil die Erinnerung und der Zurückruf der genossenen Vergnügungen äußerst schwach ist. Eben deswegen kann er auch nur sehr wenige Uebel befürchten; und was er befürchtet, sieht, da es vom Zufall abhängt, beim wirklichen Erfolg entweder ganz anders aus, als er sich's dachte, oder es fällt ihn doch nicht mit unaushaltbarer Pein an. Da also wegen der engen Schranken seiner Bedürfnisse,

das

das Herz in seiner Brust ruhiger klopft, und der Zunder kriegerischer Neigungen nur in ganz außerordentlichen Fällen Feuer fangen kann: so bleibt zur Behauptung — daß der Stand der Natur ein Stand des Krieges und der gegenseitigen Verwüstung sey, — gar kein Grund weiter übrig.

Aus diesen Bemerkungen erhellet zugleich, warum ein hobbesischer Naturmensch nothwendig das verworfenste und abscheulichste unter allen Geschöpfen in der ganzen Natur seyn muß. Einem solchen möcht' ich nicht auf dem Felde begegnen. Seine mißgünstigen Augen würden mir den Thierbalg, den ich um meine Schultern herum geworfen, beim ersten Blick schon in der Ferne abneiden, und in der Nähe würden ihn mir seine gewafneten Fäuste herunterreißen. Denn die misanthropischen Gesinnungen und Neigungen, die bei den endlosen bürgerlichen Bedürfnissen auflebten, sich allmählig immer tiefer ins Gemüth einfassen, und am Ende den gänzlichen Verfall der Staatsverfassung veranlaßten, müssen nothwendig im Zustand der gänzlichen Unabhängigkeit, ungleich schrecklichere Verwüstungen veranlassen, als im Staat, wo der Zaum

der

der bürgerlichen Unterwürfigkeit den Ausbruch ihrer vollen Wuth zurückhielt. Da hätten wir den vollständigsten Sammelplaz von menschlichen Ungeheuren; und gewiß schildert keine hogarthsche Gruppe eine solche Vielfachheit von Bosheiten, als auf dieser Scene, in lebendige Menschen eingefleischt, auftreten würden.

Nur das gesellschaftliche Leben ist es, was die Keime der unerhörtesten Bosheit ins menschliche Herz ausstreuet, deren Entwickelung es auch pflegend begünstiget. Diese Unbequemlichkeit häckelt sich in das bürgerliche Leben ein, ohne daß man sie aus demselben herausreissen kann; oder der bürgerliche Mensch wird ein zahmes Vieh. Von Natur hingegen ist der Stoff des Menschen edel und gut; und er muß erst zum Böseseyn gezwungen werden, wenn er böse seyn soll. Diesen Zwang zur Verschlimmerung seines Charakters thun ihm hauptsächlich die kollidirenden gegenseitigen Absichten an. Da diese Kollision im Naturstand gar nicht Statt findet, und Hobbes und Konsorten dennoch ihren Naturmenschen mit allen ersinnlichen boshaften Gesinnungen ausrüsten: so folgt, daß sie ihren Stand der Natur

ganz

aus der Phantasie zeichnen, ohne daß ihren Pinselstrichen irgend ein Zug in der Natur entspricht.

Aus Natursöhnen werden, wenn erst gewisse Vorfälle vorher gegangen sind, Söhne des Staats; nicht aber werden, wie doch diese Philosophen annehmen, aus verdorbenen, zertrümmerten Bürgern, die sich, als ehemalige Glieder eines Staatskörpers, von demselben gewaltsam losreißen, und nun in freien, unbewohnten Gegenden, die Zügel- und Gesezlosen machen wollen, — Naturmenschen. Die ganze Aehnlichkeit des ursprünglichen Naturmenschen und einer solchen bürgerlichen Mißgeburt, eines Boucaniers, liegt blos in ihrer beiderseitigen gänzlichen Unabhängigkeit. Ihre himmelweite Verschiedenheit aber fließt aus der durchgängigen Verschiedenheit ihrer Neigungen. Jener ist, was den äußerlichen politischen Zwang betrift, völlig frei; und dieser ist es auch. Nur einige wenige sinnliche Reize haben einige Gewalt über ihn. Dieser hingegen zappelt, als Sklave, unter den Fesseln und der Bürde der feindseeligsten Leidenschaften, die ihm eben so beschwerlich sind, als den Gegenständen, auf die sie ihre Wuth ausschäumen. Habsucht,

Geiz, Betrug, Ungerechtigkeit, Haß, Neid, Rache, den allgemeinen Geist des Eigennuzes, die Ertödtung aller edlen Triebe des menschlichen Herzens, und die ganze Schaar dieses Gelichters suchet in Londen, Paris, und auf der Küste von Guinea, und in den europäischen Pflanzungen in den beiden Indien, und in jedem polizirten Flecken; im Paradiese des Naturstandes sucht ihr sie vergebens. Bei diesem Suchen werdet ihr finden, daß die Tyrannei dieser Feinde des menschlichen Friedens gerade in eben dem Verhältnisse ausgebreiteter wird, in welchem die bürgerliche Politur steigt, und daß sie über die Gränzen des bürgerlichen Lebens gar nicht hinausgeht, sondern mit demselben entsteht, und beim Fortgang desselben an Macht und Kraft zunimmt, und in ihren Aeußerungen immer fürchterlicher wird.

Ein Paar Naturmenschen, die auf demselbigen Pfade zusammentreffen, werden daher nicht, wie Hobbes meint, ohne irgend einen weiten Grund zu kennen, als daß sie beide zwei Beine, zwo Hände, zwei Augen, zwei Ohren, ähnliche Nasen, Stirne und Mund haben, feindseelig übereinander herfallen, sich aufs Blut balgen,

gen, und einander die Köpfe zusammenhauen. — Ob sie sich auf der andern Seite, nach Puffendorfs Hypothese, gleich beim ersten Auftritt, um den Hals fallen, sich herzen und küssen werden, ist wieder eine andere Frage, die nach reifer Untersuchung, wie die vorige, verneinet werden muß. Der ursprüngliche Mensch der Natur ist nicht reissender Wolf, aber er ist auch nicht der puffendorfsche freundliche Engel. Was ist er denn? Ein Mittelding zwischen der englischen Geselligkeit, und der widerspenstigen, verfolgerischen, teufelischen Ungeselligkeit, dessen nähere eigenthümliche Bestimmungen aus den nachstehenden Bemerkungen einleuchten werden.

III.

Unzulänglichkeit der Beweise für die natürliche Geselligkeit des Menschen.

Unter allen Schriftstellern, die den ungeselligen Menschen für ein erträumtes Phantom halten, haben sich Reimarus und Home am ausführlichsten mit der Wiederlegung dieses in ihren Augen chimärischen Charakters der natürlichen Menschheit beschäftiget. In so fern wurden sie Advokaten der guten Sache, die sie aber auf der andern Seite dadurch wieder ganz verderben, daß sie den Menschen für gesellig erklärten, und ihm gar einen eignen Trieb zur Geselligkeit einpflanzten (*). Wir wollen diese Parthei auch abhören, um endlich dieser streitigen Untersuchung, die nicht nur an und für sich anziehende Reize, sondern für die gegenwärtige Hauptfrage, von der Beschaffenheit des Standes der Natur, auch Inte-

(*) Dies thut besonders Home, nach seiner bekannten unphilosophischen Weise, in seinen *sketches of the History of Man.* Vol. I. Book II. Essay I.

Interesse genug hat, ihr unverrückbares Ziel zu stecken.

Der Mensch, sagt Reimarus, ist nicht zum ungeselligen, sondern zum geselligen Zustand gemacht. Erstlich: „Weil eine nackte, waffenlose Kreatur, welche viel schwächer ist, als viele andre bösartige Thiere, nothwendig schüchtern ist und sich aus Furcht zu ihres Gleichen hält.“ (*) — Diese Erinnerung ist kraftlos; weil sie zu hoch in der Region des Allgemeinen hangen bleibt. Die genauere Analyse deckt ihre Schwäche auf. Die Furcht nemlich ist nicht eine natürliche, ungereizte Empfindung. Kein Mensch kann sich fürchten, wofern er nicht zu wiederhohltenmalen gewisse Ereignisse erfahren, die er für Uebel und Unglück hielt. Diese wiederhohlte Empfindung unangenehmer Vorfälle erzeugt die Empfindung der Furcht. Man seze nun den Fall, daß ein Mensch nie in Umstände gerathen, die er für schmerzhaft hielt; so wird man auch nicht von ihm sagen können, daß er sich fürchte.

(*) Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion. Abhandlung VII. §. 5.

Dieser Fall ist beim Naturmenschen sehr leicht gedenkbar; weil die Zahl der Vorfälle, die er als schmerzerzeugende Uebel verabscheuen kann, ungemein klein ist. Man denke sich ihn in jenen glücklichen Klimaten, wo er Jahr aus Jahr ein Früchte, Kräuter, Wurzeln, Wasser findet. Da hat er alle Güter, die er kennt; und kein Uebel ist da, welches er befürchten dürfte. Ja, er könnte überall gar nichts befürchten, wenn er sein ganzes Leben in diesem Wohlstand verleben sollte. Ein solches Menschenkind würde daher gar nicht Ursach haben, sich aus Furcht zu seines Gleichen zu halten, und, bei dieser Voraussezung, würde dieser Grund für die menschliche Geselligkeit eine Lücke haben, die die Ueberzeugung von jenem Saz unmöglich machen müßte.

Hiezu kömmt noch, daß sich auch die zaghafteste Furcht mit der Zeit vermindert, und daß man sich gewöhnen kann, auch den größten hereinbrechenden Uebeln, mit Muth und Entschlossenheit entgegen zu gehn. Auch unter diesen Umständen würde ein isolirtes Geschöpf nicht zu seines Gleichen seine Zuflucht zu nehmen brauchen. Die isolirte Ulme bedarf des Anschlingens, an

ein

ein anderes Gehölz nicht: mit eigner Kraft strebt sie einsam nach den Wolken auf. Der bürgerliche Mensch selbst hat ja sehr oft Gelegenheit, in der unzugänglichsten Einsamkeit, von allen Menschen abgesondert, zu handeln und zu wandeln. Es wäre sonderbar, wenn er's mit Furcht und mit Schrecken thun müßte.

Und ist der Mensch denn auch wirklich eine so nackte, waffenlose, schwache Kreatur, die, ohne sich wie die Eppichranke an einen andern Stab anzuschmiegen, und an diesem empor zu kriechen, siechen und verdorren müßte? Vom werdenden Menschen, wer wills bezweifeln? Aber von diesem ist hier auch die Rede nicht. Denn gegenseitiges Bedürfniß schmiedet, wie unten (VIII.) gezeigt werden soll, die Ketten der Gesellschaft unter Mutter und Kind fest zusammen. Das Leztere ist der Vasall der mütterlichen Pflege; weil es physisch unmöglich ist, daß es ihrer Gesellschaft entlaufen sollte. Die Mutter findet auch, daß sie sich der Bürde der Muttermilch auf keine leichtere, bequemere und angenehmere Art entledigen kann.

So wenig sich daher, aus der Zwangsverbindung zwischen Mutter und Kind, die Geselligkeitsliebe der menschlichen Natur mit irgend einiger Wahrscheinlichkeit folgern läßt: eben so wenig darf man das menschliche Kind als Ebenbild der Schwäche darstellen, nach welchem alle menschliche Körper, auf eine gleiche Art, zusammenschrumpfen müßten. Der menschliche Mann ist auch Mensch. Von Natur ist er robust und mannhaft; Seine Knochen sind markigt; Seine Sehnen straff: Seine Muskeln fleischigt; Sein Nacken ist steif: Sein Puls lebendig. Das Verdünsten der körperlichen Geister und Säfte wird nur durchs heilige Feuer bewirkt, welches auf dem Heerd des Staats ewig brennt. Von der physischen Erschlaffung der Federkräfte, die im bürgerlichen Leben, durch Weichlichkeit, Debauchen und Mangel, ganze Generationen in wandelnde Leichen umschaft, bis am Ende kein chirurgisches Einschnüren der rachitischen Glieder weiter helfen will, sondern die ganze Race ausgehen muß, — von solchen Entnervungen und Entkräftungen weiß der Naturmensch nichts, und es ist ärgerlich, wenn man von den Puppenseelchen,

den

den Minneknäblein, und den marklosen seidenen Strümpfen unsers verblasenen Zeitalters, auf die Riesenkörper unsrer Urväter fortschließt.

Der Städtler saugt durch alle Oefnungen seiner Haut unaufhörlich die schädlichsten Dünste ein. Die Luft, die schon von mehreren Lungen ein- und ausgeathmet worden, und die so ihre Elastizität eingebüßt hat, dehnt seine Brust oft so wenig aus, daß er mühsam nach ihr schnappen muß. Ferner, die tausendfachen gekünstelten Vermischungen der Nahrungsmittel, die nicht selten eine aufbrausende Gährung ihrer sich verzehrenden Säfte verursachen, und ein schleichendes Gift in den Körper bringen. Sodann, der Unsinn der meisten modischen Kleidertrachten; da der Weltweise von Knaben ausgezischt, von Erwachsenen verspottet, von Hunden auf der Straße angebellet, und das Gelächter von ganz Paris wurde, wie er im gemächlichern orientalischen Puz hervortrat, der seinem kränklichen Körper angemessener war, als der Zwang der Polonoise, der französischen Weste und der preußischen Beinkleider. Endlich, das Heer hizziger auszehrender Leidenschaften; das Ueberwa-

chen, Ueberessen, Ueberarbeiten, die fauligten Passatkrankheiten der Brust, die jeden Frühling so viele Menschen aus ihren dumpfigten Stuben wegraffen, oder ihnen doch ihr nahes Grab öfnen; — Alles, alles schwellt die Kranken und Todtenlisten der bürgerlichen Menschen in einem so ungewöhnlichen Grad an.

Lauter Umstände, die, ohne daß sie auf den gesündern Sohn der Natur ihre fürchterlichen Einflüsse äußern können, jeden Liebhaber des Lebens im bürgerlichen Zustand beugen und niederschlagen müssen, der es am Ende doch für kein geringes Glück achten muß, daß er, nach aller Erschöpfung seines durch die zahllose Menge von Krankheiten und Schmerzen abgehärmten und ausgelogenen Lebens, zulezt noch aus dem Fluß des Todes einen labenden Trank schöpfen darf, dessen berauschende Kraft eine angenehme, vielleicht eine ewige Vergessenheit alles erlittenen Jammers, bewirken wird.

Auf solche Weise verwischt das ähnliche Bild eines vollständigen gesunden Naturmenschen alle ihm angedichteten Spuren von körperlicher Schwäche, die nur unsre Cicisbeo's und

petits

petits Maitres charakterisiren. Der Mensch ist in der That das agilste und geschmeidigste unter allen größern lebendigen Geschöpfen unserer Erdwelt. Diese Geschmeidigkeit ersezt den ganzen Ueberschuß von Stärke, wodurch ihm etwa ein anderes ungelenksames und unbehülflicheres Thier überlegen seyn könnte. Durch sie ist er in den Stand gesezt, die Anwendung aller seiner Kräfte so zu vertheilen, daß er alle übrigen Thiere zähmen und bändigen, und folglich schon, nach dem Recht des Stärkern, ihr Herr seyn kann. Daher sind, wie Buffon ausdrücklich anmerkt, die reizendesten, gierigsten und herzhaftesten Thiere an keinen Ort ruhiger, und kein Wohnsiz behagt ihnen besser, als Wildnisse und Wüsteneyen; Sie fliehn die Wohnungen der Menschen; und der Löwe selbst greift nie einen Menschen sondern nur jedes andre Thier an, wenn er Menschen und Thiere beisammen findet. Die Krokodille, die in großer Menge in den Flüssen leben, von denen die Küste von Guinea durchströmt wird, begeben sich, um die Sonnenhitze desto lebhafter zu empfinden, gewöhnlich an die Ufer der Ströme. Sie stürzen sich aber sogleich ins

Wasser,

Wasser, wenn sie einen Menschen gewahr werden, ohne sonst vor irgend einem andern Thier zu fliehn. Die Ankunft des wehrlosen Adanson konnte ein Tiger nicht aushalten; Er entfernte sich, ehe der Reisende noch Anstalten machte, um ihn zu verscheuchen.

Diese Bemerkungen werden hoffentlich sowol über den ersten Grund des Verfassers, dessen Behauptung wir näher untersuchen, als auch über die folgenden Beweise desselben, einiges Licht verbreiten. Sein zweiter Grund für den Satz, daß der Mensch ein geselliges Thier sey, ist dieser: „Weil wir die natürliche Geselligkeit an vielen andern Thieren, die dem Menschen an Friedfertigkeit und Schwäche ähnlich sind, wirklich wahrnehmen, daß sie sich und ihre Jungen auf eine solche Art zu schützen suchen“ (*). — Antwort. Das gegenseitige Verhältniß der jungen zu den alten Thieren darf mit nichten der Untersuchung über eine eingepflanzte Zuneigung derselben zu einander beigemischt werden. Denn dieser Drang ist phy-

sisches

(*) Reimarus, am angeführten Ort; S. 512. der vierten Auflage.

sisches Bedürfniß; und man kann daher, so lang die Sache nicht aus andern Gründen erhärtet ist, immer sagen, daß das junge Thier die Bande der Anhänglichkeit an seiner Mutter vielleicht gern zerreissen würde, wenn es in seiner Gewalt stünde; und wiederum, daß das alte Thier seine Verbindung mit dem Jungen gar wohl als eine Last ansehn könne, die es wider seinen Willen tragen muß. Wie läßt sich da von Neigung und von Disposition zur Geselligkeit sprechen?

Daß dies wahrscheinlich bei allen Thieren der Fall sey, lehren alle Beobachtungen der Naturforscher. Das junge Thier scheint seiner Mutter gar nicht mehr anzugehören, sobald es seine Speise, seine Feinde, und die Gefahren seiner Gattung kennen gelernt hat. Nach dieser Zeit bekümmert sich die Mutter gleichfalls nicht weiter um ihr Junges. Nur die Zeit der Pflege ist die Zeit der Geselligkeit. Mit dieser Periode im thierischen Leben scheint die Liebe zur Geselligkeit in beiden Individuen zu erkalten. Der Mensch selbst ist hievon das sprechendeste Beispiel. Das menschliche Kind ist gegen die Person, die es geboren hat, durchaus gleichgültig; wenn es nicht

täglich

täglich in ihrem Schoos liegt, nicht aus ihren Brüsten seine Nahrung saugt, nicht von ihrer Hand gestreichelt und gepflegt wird. Nur seiner Wärterin lächelt es frölich seine dankbare Empfindungen zu; Nur an sie allein drückt es sich fest an; und es weint, wenn man es den Armen seiner ihm unkenntlichen Mutter anvertrauet. Ein klarer Beweis, daß nur die Empfindung befriedigter Bedürfnisse die gesellige Liebe anfacht; daß diese Liebe nur solche Personen umfaßt, durch deren Wirksamkeit jene Bedürfnisse gemildert und gestillt wurden; und endlich, daß sie selbst gegen diese Personen nur gar zu geschwind kalt wird, wenn ihr Feuer nicht von Zeit zu Zeit, durch wiederhohlte Liebesdienste, frische Nahrung erhält.

Sodann beweiset dieser Grund — „daß wir die natürliche Geselligkeit an vielen andern Thieren, die dem Menschen an Friedfertigkeit und an Schwäche ähnlich sind, wirklich wahrnehmen,“ — dieser Grund, sag' ich, beweiset zu viel. Denn dies scheinbare gesellige Beisammensein der Alten und der Jungen, ist auch bei sehr vielen Raubthieren

thieren anzutreffen, die den Menschen an Friedfertigkeit und an Schwäche ganz und gar unähnlich sind. Wenn die jungen Wölfe zween Monate in ihrem Lager zugebracht, worinnen sie von ihrer Mutter gefüttert wurden: so traben sie ihr endlich nach, zerreissen mit ihr gemeinschaftlich lebende Thiere; machen sich stuffenweise zum Raub geschickter, und bringen es endlich so weit, sich selbst nebst ihr mit Lebensvorrath zu versorgen. Die beständige Uebung im Rauben, unter der Aufsicht und nach dem Beispiel einer schon abgerichteten Mutter, macht ihnen diese gesellschaftliche Verbindung bald entbehrlich, und die Uneinigkeit bei der Theilung des Raubes macht sie ihnen lästig. Der Instinkt, der die Mutter zu einer abermaligen Begattung gewaltsam treibt, zerstört endlich den aufkeimenden Saamen der mütterlichen Zärtlichkeit. Sie folgt diesen stärkern Ruf der Natur, paaret sich von neuem, und schüttelt die Fesseln des gesellschaftlichen Umgangs ab (*). Nach Adanson's Bericht gehen am Senegal Löwen und Wölfe gemeinschaftlich

auf

(*) Berlinisches Magazin. Band 1 Stück 1. S. 174. u. f.

auf den Raub aus, und sie verzehren nachher auch das Geraubte gemeinschaftlich.

Vergeblich bemüht sich der Lord Kaimes dieses Analogon von geselliger Vereinigung der Wölfe damit zu entkräften, daß die Wölfe jeden ihrer Brüder, wenn er verwundet wird, tödten, und auffressen. Das thut der Grönländer auch; er schlägt seinen alten, lebenssatten, kranken Vater todt, und frißt ihn hernach. — Aber, das ist das klägliche Schicksal des Philosophen; der überall darauf ausgeht, Endursachen der Allweisheit aufzuspüren; überall, mit den kurzsichtigen menschlichen Blick, Fußstapfen der göttlichen Providenz auszuspähen. Es klingt freylich anfänglich sehr schön: „Die Glückseeligkeit hängt so sehr von der Gesellschaft ab, daß wir es ungern sehn würden, wenn Löwen, Tiger, Bären oder Wölfe einen Trieb zur Gesellschaft hätten. Die Güte der Vorsehung gegen die Menschen zeigt sich darinnen sehr deutlich, daß sie dergleichen Thieren diesen Trieb versagt hat. Ihre Stärke, Geschwindigkeit und Gefräßigkeit machen sie schon einzeln furchtbar; und ich würde für das menschliche Geschlecht erzittern, wenn sie den Trieb hätten,

ten, in Gesellschaft Krieg zu führen“ (*). Aber was hilft's, wenn die gewissesten Fakta widersprechen? Diese Thiere, so wie auch viele Raubvögel, suchen ihren Raub allerdings in Gesellschaft auf. Die Gegenvorkehrungen aber, die das Schreckliche ihrer gemeinschaftlichen räuberischen Unternehmungen vermindern, sind gerade eben dieselbigen, die die möglichst fürchterlichen Progressen eines aus mehreren unabhängigen Staaten kombinirten Kriegesheeres sehr beengen; ich meine, die Uneinigkeit; eine fast nothwendige Folge einer aus vielen unabhängigen Gliedern zusammengesezten Gesellschaft.

Reimarus selbst nimmt das, was er oben (Anm. 2.) behauptet hatte, gleich auf der nächsten Seite, mit dürren Worten zurück. „Löwen und Tiger, heißt es, Wölfe und Bären wohnen paarweise in den Höhlen beisammen, schützen, nähren und führen ihre Brut gemeinschaftlich zur Jagd an“ Dies sind doch wohl nicht Thiere, die den Menschen an Friedfertigkeit und an Schwäche ähnlich sind. — Ueberhaupt ist

(*) Home, am angeführten Ort.

ist der Mensch in jedem Zustand, im Zustand der Wildheit so gut, als der Kultur, Mensch. Man kann kein Thier zum Modell unsrer Natur, in ihrem ursprünglichen Zustand annehmen. Man kann nicht aus der Zusammenstellung unsers Zustandes mit dem Thier seine Natur kennen lernen; wofern man nicht ungegründete Vorspiegelungen der Phantasie unter die Materialien der wahren Geschichte der Menschheit aufnehmen will, die wir freilich, beim gänzlichen Mangel ächter Denkmäler, unmöglich bis zum ersten Pulsschlag der Menschheit hinaufführen können.

Der dritte Beweis dieses Schriftstellers verdient noch erwogen zu werden. Der Mensch ist von Natur gesellig. „Weil nicht der geringste Grund vorhanden ist, warum er vermöge seiner eignen Natur lieber allein, als bei seines Gleichen seyn wollte; da er von diesen nichts zu fürchten; hingegen, wegen des Mitleids, welches ihnen Rousseau selbst als natürlich beilegt, allen Beistand von ihnen zu erwarten hat.“ — Aber, wer sieht nicht, daß derjenige, der diesen Beweis brauchen kann, die Sache, worüber gestritten wird, schon für ganz entschieden halten muß?

Wie?

Wie? Wenn jeder Mensch sich selbst genug wäre; sollte denn nicht Grund genug vorhanden seyn, warum er, vermöge seiner eignen Natur, lieber allein und für sich, als im hindernden Gewühl von Wesen seiner Art, leben und weben wollte? Das Bewußtsein von Andern so sehr abzuhangen, daß man ohne sie die Stuffen von Glückseeligkeit nicht erreichen kann, auf die man zu gelangen wünschte, muß jeden selbstständigen Menschen empfindlich kränken. Wie? Wenn diese angeklammerte Abhängigkeit; wenn das vermischte Durcheinanderwirken mehrerer Kräfte, mehrerer Menschen, zur Bewirkung eines einzigen wünschenswerthen Zwecks, der die gewünschte Glückseeligkeit eines einzigen ihrer Brüder betrift, eine von den bittersten Früchten der bürgerlichen Verfassung wäre? Wie? Wenn der Naturmensch sich durch jeden Punkt der kleinen Sphäre seines Glücks, aus eigner Kraft bewegen könnte; ohne das oft so lästige Bitten, Flehn und Seufzen um die gesellige Hülfe nöthig zu haben?

Die Lehre von der Sympathie, auf die sich Reimarus beruft, hat, nach unsrer Vorstellungsart, auch eine von der gewöhnlichen Form

sehr abweichende Gestalt. Wer uns auf dem Wege, den wir betreten werden, folgen will, wird erkennen, wie sie aussieht, und ob wir ihr Bild treu kopirt haben.

IV.

Bemerkungen, über die Sympathie.

Was also die Fähigkeit des Menschen anlangt, an allen Arten an- und unangenehmer Empfindungen fühlender Wesen Theil zu nehmen; durch diese Theilnehmung in ähnliche Empfindungen versezt zu werden: durch diese Versezung in ähnliche Empfindungen, so wohl vom Vergnügen andrer froher Wesen auf eine angenehme Weise erschüttert, als von ihrem Schmerz mit Schmerz angefallen zu werden, und folglich der Regung des natürlichen Triebes zur Glückseeligkeit gemäß, jene zu verlängern, diesen zu tilgen; so ist es noch sehr zweifelhaft, ob nicht erst die Gesellscheft dieses Organ schaft. Der Kreis von Vergnügungen im bürgerlichen Leben

ist

ist (wol zu merken, neben die Schaaren von Bedürfnissen und Unannehmlichkeiten desselben gestellt,) so außerordentlich beschränkt, daß der polizirte und aufgeklärte Mensch, um sich die Bitterkeit seiner Politur und Aufklärung so viel möglich zu versüßen, nothwendig früh auf die Erweiterung seiner Fähigkeit, Vergnügen zu schmeken, denken mußte. Das Mittel hiezu war eine unaufhörliche Anspannung und Uebung seiner Nerven; die Verfeinerung ihrer Empfindlichkeit, und eine ökonomische Benutzung ihrer Mitleidenschaft.

Sobald der Mensch in Gesellschaft trat, öffnete sich, so zu sagen, ein neues vorher verschlossenes Organ, welches von einigen Weltweisen das Moralische genannt wird. Zuverläßig ist die Sympathie eine Hauptfiber an diesem Organ. Durch sie gewann der Mensch so viel, daß er alle Vergnügungen, die von irgend einem fühlenden Wesen, auch in Meilen weiter Entfernung von ihm genossen wurden, sogleich mit genießen konnte; sobald er nur umständlich davon benachrichtiget wurde. Freilich floß aus dieser neuen Quelle von Empfindungen, neben dem Nektar

des Vergnügens, auch eine Stromader aus, die galligtes und vergiftendes Wasser führte. Denn die Sympathie erzeugt zwar neues Vergnügen; aber auch neuen Schmerz; und es werden, der Erfahrung zu folge, wirklich ungleich mehr Menschen vom sympathetischen Schmerz angefallen, als vom sympathetischen Vergnügen erheitert werden. Dies Vergnügen ist von unendlich feinerer Art, und es erheischt eine ungleich größere Feinheit der Empfindungswerkzeuge, als zum Gefühl des sympathetischen Schmerzes nöthig ist. Beim Leiden des Freundes mit leiden, ist auch den stumpfen Seelen vergönnt; aber sich bei seiner Freude mit freuen, ist nur die himmlische Gabe edlerer, verfeinerter, geschärfter Seelen. Und nur diese waren es, die auf die Ausbildung der sympathetischen Gefühle drangen; Jene würden sie wahrscheinlich, wegen des Uebergewichtes von sympathetischem Schmerz, das sie bei der Grobheit ihrer Nerven trift, wie aufgewackt haben.

Die Natur hat nun einmal die Einrichtung beliebt, daß der Mensch überall das Unangenehme lebhafter fühlen muß, als das Angenehme;

nehme; daß Schmerz und Betrübniß tiefere, dauerende und fühlbarere Eindrücke auf ihm machen sollen, als die entgegen gesezten gewünschten Gemüthszustände; weil ihr Stachel spitziger, ihre Gewalt kräftiger, und ihre anziehende Kraft zum Nachdenken und Ueberlegung größer ist, als beim Freudegefühl. Schmerz ist der Triebstachel zum Fortstreben und zur Thätigkeit. Warum nicht auch das Vergnügen, wenigstens nicht in dem Maaß? Wer diese Frage thun kann, der hadere mit der Natur; Ich sage mich von ihrer Vertheidigung, wenn es auf dergleichen Eigenheiten ankömmt, los. Nur eins will ich hiebei im vorbeigehen bemerken. Diejenigen, die das überschwengliche Uebergewicht des Guten, über das Böse in der Welt, so schwärmerisch herausstreichen, müßten die Würkung und die Nutzbarkeit des Uebels nicht mit einer so hinschwebenden Unachtsamkeit übersehn. Auf der andern Seite müßte der schwermüthige, mißvergnügte Ankläger der Natur, die Unbilligkeit seiner Klagen, über das endlose Unglück gleichfalls erkennen. Es ist gewiß mehr Gutes als Böses in der Welt. Demohngeachtet möchten die Subjektivischen Empfindungen des

Leidens und der Freude einander doch das Gleichgewicht halten, und zwar wegen der größern Attraktionskraft der erstern; indem sie uns in verdrießliche, quälende Betrachtungen versenken, da man hingegen das Glück, ohne viel zu reflektiren, genießt.

Dieser Satz — daß die sympathetischen Empfindungen, Mitleid sowol als Mitfreude, vom bürgerlichen Leben Nachbar sind, und besonders, daß sie durch die Sorgfalt der Erziehung ihre gehörige Richtung erhalten müssen, — findet in den richtigsten Beobachtungen über das menschliche Herz seine volle Bestätigung. Nichts ist gewöhnlicher, als die Erfahrung, daß die noch unausgebildeten Kinder am Leiden gequälter Geschöpfe Vergnügen finden; daß sie ihre Marter gern durch neue Peinigungen erhöhen; ihr Zappeln mit neuen Konvulsionen vermehren! daß sie die Armuth verspotten, und dergleichen. Die pflegende Hand des aufmerksamen Erziehers muß ihre Gefühle und Gesinnungen lenken; er muß ihren Seelen edlere, menschenfreundlichere Grundsätze einprägen, und ihrem Gemüth, durch oft wiederhohlte Erinnerungen, diejenige Stimmung zu geben suchen, die seinen Adel ausmacht.

So wahr ist's, daß die Gesellschaft an der Sympathie alles thut! Die Fähigkeit zu sympathisiren ist ja nicht einmahl bei allen Erwachsenen, durch eine gute Erziehung ausgebildeten Menschen, in gleichen Grad vorhanden. Denn nicht alle Menschen sehen dieselbigen Vorfälle des Lebens, die ihre Brüder treffen, als Leiden, wenn es Leiden sind, oder als Freuden an, wenn sie zu den Freuden gehören; und nicht alle halten die wirklichen Leiden oder Freuden derselben für gleich groß. Sie können es auch nicht; weil sie sehr oft gar keine Gelegenheit gehabt, sich entweder aus eigner Erfahrung, oder aus Beschreibungen, von gewissen Leiden oder Freuden die gehörigen Begriffe zu erwerben.

So schön und liebenswürdig die menschliche Natur mit diesen sympathetischen Eigenschaften erscheint: so bleibt sie doch, auch ohne ihren Besitz, noch eben so schön. Denn die gemeinnützige Beeiferung für die Wolfahrt, für das Glück und das Vergnügen Andrer löset sich am Ende doch nur in den einigen Grundtrieb der Selbstliebe auf. Wir befördern das Glück und die Freude andrer

Menschen; weil die erhelternden Folgen ihres Wohlstandes am Ende mittelbarer Weise auch auf uns zurückfallen. Wir wenden die sie bedrohenden Unglücksfälle, durch unsern Diensteifer ab; weil wir befürchten müssen, über lang oder über kurz, von ähnlichen Unglücksfällen ergriffen, oder gar schon von den hineinbrechenden Uebeln unsrer Freunde, mittelbarer Weise selbst heimgesucht zu werden. Diese Hofnung und Furcht mag nun eine bloße Illusion seyn: so können wir uns des Wunsches doch nicht verwehren, daß des Leidens in der Welt wenig, und Freude die Fülle seyn möchte, um unser Haupt gegen jenes um so viel sicherer zu stellen, und um diese in so viel reicherem Maaße genießen zu können.

Sympathie ist Selbstliebe, mit der neuen Modifikation, daß sie aus den glücklichen und unglücklichen Ereignissen, die andre Menschen treffen, Vortheile und Nutzen zu ziehn sucht. Was sollte sie anders seyn; was könnte sie anders seyn? Sympathie ist kein eigenthümlicher, unabhängiger, zweiter Grundtrieb, der etwa in der einen Herzkammer wohnt, da die Selbstliebe in der andern residiret. Mehrheit von Grundtrieben

ben, die für sich subsistiren, in einem einzelnen Menschen annehmen wollen, geschieht so wenig aufs Anrathen einer gesunden Philosophie, so wenig das Abtheilen mehrerer Grundkräfte einer menschlichen Seele in mehrere Kapitel, in der wirklichen Natur so aussieht, wie in den gangbaren Kompendien der Psychologie. Der ganze Mensch ist Eins. Es laufen nicht mehrere von einander unabhängige Triebwerke in ihm neben einander fort; sondern es ist ein großes Triebwerk, in welches alle Lebenskräfte eingreifen.

Unser Selbst also ist es, welches sich auch bei den sympathetischen Gefühlen regt. Wir fühlen nicht für Andre, sondern für uns. Nur ein Paar Beweise aus sichern Beobachtungen; und damit soll es gut seyn. Woher kömmt's, daß wir oft sehr lebhafte, vom scheinbaren Gefühl des Vergnügens oder des Mißvergnügens anderer Menschen erzeugte Empfindungen haben; wenn diese Menschen gleich gar kein Vergnügen oder Mißvergnügen genießen, und wenn wir es auch wissen, daß sie weder Gutes noch Böses empfinden? Warum färbt jungfräuliche Schaamröthe unser Antlitz, wenn ein Andrer den Wohlstand belei-

beleidiget, ohngeachtet wir wissen, daß er es selbst nicht merkt, eine Unschicklichkeit begangen zu haben, und daß er folglich auch keine kränkende Reue darüber empfinden kann? Fühlen wir in dergleichen Fällen für ihn, oder fühlen wir für uns? Man suche dies scheinbare Mitgefühl bei seinem ersten Ursprung auf; und man wird finden, daß es eigentlich aus der Versezung unsrer Person in die Stelle des Andern erzeugt wird, vergesellschaftet mit der Vorstellung, was wir unter solchen Umständen, nach unsrer jezigen Art zu empfinden, fühlen würden, und was auch der Andre wirklich fühlen müßte, wenn der Bau und die ganze Beschaffenheit seiner Empfindungswerkzeuge mit den unsrigen eine merkliche Aehnlichkeit hätte. Wir empfinden demnach in diesem Fall, der uns die Natur in ihrem Gang aufgedeckt, und ohne Hülle ertappen läßt, um unsrer Selbst, nicht um Andrer Willen, was wir empfinden. — Ferner; Wir können mit keiner Empfindung sympathisiren, die wir nicht vorher selbst schon gehabt, und von deren Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit wir nicht aus eigner Erfahrung schon überzeugt sind. Mit dem begüterten Schwelger,

des-

dessen Vermögen, durch Unbekanntschaft mit dem Lauf der Dinge und besonders mit dem Satz, daß auch die größten Schätze leicht erschöpft werden, zusammengekrochen ist, und der nun bei den hereinbrechenden Tagen des Mangels klagt, daß sie ihm nicht gefallen, mit einem solchen kann nur derjenige sympathisiren, der dieselbige oder eine ähnliche Verwandlung erlebt hat. Alle übrigen Menschen nehmen zwar sein jeziges Leiden zu Herzen; allein sie bemitleiden ihn nicht als einen unvernünftigen verarmten Verschwender, sondern überhaupt als jeden andern Thoren, der als ein Opfer der ökonomischen Ignoranz an den Bettelstab gerathen ist.

Dies ist so wahr, daß sich auch solche Leidenschaften durch die Sympathie mittheilen, von denen man glauben sollte, daß sie gar nicht anstecken, weil sie blos unser Ich zum Gegenstand haben. Unter gewissen Umständen sympathisirt der Neidische mit dem Neidischen, der Zornige mit dem Zornigen, der Eitle mit dem Eitlen. Ein jeder Andrer hingegen, der diesen Leidenschaften nie gehorsamet hat, wird gerade mit Unwillen und mit Antipathie gegen denjenigen erfüllt, bei dem er sie wüten sieht; eben weil er sich

nicht

nicht in den Zustand des leidenschaftlichen Menschen versezen, noch das bittere Vergnügen desselben schmecken kann. Es wird ihm dagegen viel leichter, das Mißvergnügen dessen zu fühlen, der der Gegenstand jener menschenfeindlichen Leidenschaften ist; vielleicht, weil er selbst schon oft ihr Gegenstand zu seyn Gelegenheit gehabt, und folglich aus eigner Erfahrung wissen muß, wie sehr ihre Wuth schmerzt. Ein unläugbarer Beweis von der Rückführung alles anscheinenden Theilnehmens auf unser Ich, oder von der Einerleiheit der Sympathie und der Selbstliebe.

Hiezu nehme man noch den Umstand, daß unser Mitgefühl da am lebhaftesten ist, wo der frohe oder der niedergeschlagene Theil ungefähr zu unserm Geschlecht, Alter und Stand gehört; daß hingegen bei einer etwas großen Verschiedenheit dieser Momente, Anderer Glück nicht leicht unser Glück, und Anderer Leiden nicht leicht unser Leiden werden kann. Die Schlußfolge ist folglich unleugbar, daß wir deswegen sympathisiren, damit Andre wiederum mit unsern Ereignissen mitleiden, oder sich mitfreuen; daß wir deswegen da nicht sympathisiren, wo wir voraus berech-

rechnen, daß wir nie in denselbigen Fall kommen, oder daß uns die an- und unangenehmen Folgen vom gegenwärtigen, einen Andern betreffenden Schicksale, nicht zu Theil werden können, und daß sich folglich die Sympathie ganz in die Selbstliebe auflöset.

Die Geschichte der wilden Völkerschaften ist diesen auf Beobachtungen beruhenden Räsonnements nicht entgegen. Sie sagt uns; die Fähigkeit durch die Gefühle Andrer zu ähnlichen Gefühlen angeregt und gereizt zu werden, mangele den rohen, unaufgeklärten, wilden Völkern, und die politische Kultur schaffe diese Art von Empfindungen. Wenn einige unter den Wilden, sagt Robertson, mit Krankheit heimgesucht werden: so fliehen alle ihre Nachbaren vor ihnen, aus Furcht angesteckt zu werden. Wenn sie sie aber auch nicht verlassen: so zeigen sie doch die kälteste Unempfindlichkeit. Da ist kein mitleidiger Blick, kein tröstendes Wort, keine Dienstbeflissenheit, den Kranken ihre Leiden zu erleichtern. Die nächsten Anverwandten nehmen sich ihrer nicht im mindesten an. Die Spanier mußten daher den Eheleuten, Eltern und Kindern, durch posi-

tive

tive Gesetze, den Beistand in solchen Fällen zur Pflicht machen.

Merkwürdig ist es, daß auch in polizirten Staaten eben nicht die am meisten zu schätzenden Charaktere die meiste Sympathie haben. Es sind gewöhnlich weichgeschaffne Seelen; Menschen mit einer sehr feurigen Imagination, mit sehr reizbaren Organen, woran mehrentheils Nervenschwäche Schuld hat; Schwärmer; frömmelnde, schwachköpfige Religiose; alte Weiber; feige Nonnen; Harlemsche Waisenkinder; verliebte Gecken; Genies ꝛc. Alle empfindsame Menschen dieser Art schaden im Ganzen mehr, als sie nuzen. Es sind sympathisirende Kinder. Wenn die anflammende Wuth verzehrender Leidenschaften dem politischen oder dem religiösen Enthusiasten das Schwerd in die Hand giebt: so impfet ihnen ihre Sympathie eine ähnliche Raserei ein. Mich grauset beim Greuel einer solchen Verwüstung. Geseegnet ist mir dagegen der gesetztere Mann, dessen Sympathie, durch ein anhaltendes Studium des Naturlaufs, durch aufmerksame Beobachtungen und Erfahrungen, durch den Genuß eigner Freuden und Leiden gebildet und genährt

nährt ist. Niemand verdient wärmer geliebt und höher geschätzt zu werden, als er. Er weis, wo er mitlachen; er weis, wo er mitweinen soll.

* * *

Der Verfasser dieser Schrift hat Zeit und Fleiß verschwendet; wenn seine Leser die bisherigen Anmerkungen für ungegründet erklären; wenn sie finden sollten, daß sie die Behauptungen, gegen die er streitet, nicht ganz aufwiegen. Er selbst hingegen ist von der Richtigkeit seiner Sätze so fest überzeugt, daß er sogar in denselben den reichhaltigsten Saamen ausgestreuet zu haben glaubt, der nicht nur dem Unkraut des Irrthums alle Nahrungssäfte entziehn; sondern auch alle zur Ausschmückung desselben hingepflanzte schöne, aber stinkende Blumen, ersticken soll. Er kann daher die übrigen Reimarusschen und Homeschen Gründe, die dem Lehrsatz, von der natürlichen Geselligkeit des Menschen, zur Bedeckung mitgegeben worden sind, um so viel eher mit Stillschweigen übergehn, da die genugthuende Antwort auf dieselben schon im vorigen eingewickelt liegt.

V.

Gleichgültigkeit des Menschen.

Wenn nun der Mensch der Natur, nach Maaßgabe aller Beobachtungen über seine Gesinnungen und Empfindungen, weder gesellig, noch ungesellig genannt werden kann: so frägt sich's, was ist er denn in Ansehung dieser Seite seines Wesens? — Er ist, was der gesellschaftliche bürgerliche Mensch gegen einen jeden, den er nicht kennt, auch noch ist; er ist gleichgültig. Er geht bei ihm vorbei, ohne ihn weiter zu beachten, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, ohne über ihn herzufallen, um ihn zu prügeln oder zu küssen. Diese Gleichgültigkeit gegen Andre, dieser kummerlose Zustand ist der wahre Charakter der menschlichen Natur, der sich sogar bei den verwickeltesten Verbindungen in der bürgerlichen Gesellschaft nicht ganz verleugnen läßt. Wir sind auf keinen Menschen, der uns nicht durch Verwandschaft oder durch Bekanntschaft näher angeht, aufmerksam, so lang er ein Alltagsgesicht, einen Alltagsrock, einen Alltagsnamen, u. s. w.

hat. Zeichnet ihn seine Physiognomie, seine Kleidung, sein Betragen aus: so zieht er zwar unsre Aufmerksamkeit auf sich; allein, dies bleibt doch mehrentheils nur ein kaltes Angaffen: und es müssen sehr viele Umstände zusammentreffen; wir müssen ihn auf eine eigne Art denken, reden, wollen, handeln, sehn, ehe wir ihn unter dem Mikroskop näher zu untersuchen wünschen.

Diese Eigenschaft der unbekümmerten Gleichgültigkeit scheint auch Rousseau in einigen Stellen seiner Schrift, über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen, im Sinne gehabt zu haben. Allein seine Bestreiter belegten demohngeachtet seine Hypothese mit dem Fluch des hobbesischen Namens; weil er in der That nicht selten mit den Gedanken dieses sonst scharfsinnigen englischen Weltweisen zusammenstimmt; ohne seiner eignen richtigen Grundidee durchaus treu zu bleiben.

Schon der natürliche Hang des Menschen zur Ruhe, zur Unthätigkeit und zur Trägheit läßt das Daseyn der Gleichgültigkeit in seinem natürlichen Charakter vermuthen. Daß der Mensch jenen Hang wirklich hat, hat Helvetius aus dem

Beispiel der heutigen wilden Völker, die ein schärferes Gepräge der unverlarvten Natur an sich tragen, als der kultivirte Bürger Europens, besser dargethan; als einige deutsche Philosophen das Gegentheil bewiesen haben, die dem Menschen die Liebe zur Arbeit und Beschäftigung als natürlich aufdringen, und die, aus dieser ungegründeten, oder doch zweifelhaften Voraussezung, allerhand Erklärungen der mancherlei Phänomene der menschlichen Natur haben herauspressen wollen.

Das Thätigsein des Menschen scheint einen Zustand der Unbehaglichkeit, eine Kränklichkeit seiner Nerven, und besonders der innern Gehirnorganen vorauszusetzen. Im Zustand des höchsten Wohlseins des Geistes, und der blühendesten Gesundheit des Körpers interessiret einen nichts; alles kömmt einem zu klein, zu unbedeutend vor, als daß man sich damit abgeben sollte. Man thut gerade nichts. Dem Baum müssen die Wurzeln abgehauen werden, wenn er Früchte tragen soll. Je gesunder der Baum, desto unfruchtbarer, und je gesunder der Mensch, desto unthätiger ist er. Beiden muß durch eine Unbehaglichkeit die vollströmende, überfließen-

fließende Kraft abgezapft werden. Zwar ist das Gefühl der Kraft gerade in dem Augenblick seines höchsten Wohlseins am lebhaftesten; allein es ist nicht scharf genug bestimmt; sondern der Mensch fühlt sich zu einer Verrichtung so gut aufgelegt, wie zu einer andern. Bei diesem Hin- und Herschwanken bleibt es denn gewöhnlich; und das Gefühl von Kraft scheint nicht eher in Thätigkeit und Wirksamkeit überzugehn, bis die Nerven nicht durch einen gewissen unnatürlichen Zustand sehr stark gereizt werden. — Doch, unser Ziel!

Schöner erscheint unstreitig das Bild des Naturstandes des Menschen, wenn dieser Grundzug seiner Gleichgültigkeit durch alle Farben durchschimmert, und sich alle übrigen Schattirungen zum Ausdruck jener Eigenschaft mischen; als der hobbesische und der puffendorfsche Mensch der Natur aussieht. Beim Anblick des Bildes der Natur, wie es Hobbes zeichnete, durchströmt uns Grausen und Schauder, und bei der puffendorfschen Schilderung schmelzt man in starre Unthätigkeit hin. Puffendorfs engelreine Zuneigung, Gefälligkeit, Sanftmuth und Zärtlichkeit verbannet alle Festigkeit und Standhaftigkeit des

Charakters, ohne welche der Mann ein läppisches Kind ist, bei dessen Tändeleien uns die Augen eben so übergehn müßten, als beim Rauben und Würgen des hobbesischen Naturmenschen. Wer daher an der Aufsuchung der vermuthlichen Endursachen Vergnügen findet, der kann auch bei der Betrachtung dieser Grundeigenschaft des Menschen, nach welcher er sich um Vettern und Basen wenig bekümmert, in bewundernde Lobpreisungen der Fürsehung ausbrechen. Denn jener Satz steht auch hier fest: **Gott hat den Menschen zur Glückseeligkeit geschaffen.**

VI.

In wie fern ist die Geselligkeit in der menschlichen Natur gegründet?

Diese Gleichgültigkeit gegen Wesen seiner Art verwandelt sich in eine wirkliche Neigung zur Gesellschaft; sobald gewisse Bedürfnisse hinzukommen, die in einem isolirten Zustand nicht befriedigt

friedigt werden können. Einige von diesen Bedürfnissen sind vorübergehend. Diese veranlassen auch blos eine transitorische gesellschaftliche Verbindung. Dahin gehört hauptsächlich die Befriedigung des Geschlechtstriebes, der, wenn er sich beim Menschen gleich nicht periodisch regt, doch allemal einer gewissen zufälligen Anregung bedarf. Weit unwiderstehlicher und abgemessener wirkt in diesem Stück der Begattungstrieb in den übrigen Thieren. Aus diesem Grund ist die Meinung nichts weniger als wahrscheinlich, so allgemein sie auch die Geschichtschreiber der Menschengeschichte aufgenommen haben; daß nemlich der Drang des Geschlechtstriebes die Hauptursache von der Vereinigung der Menschen in die Gesellschaft sey. Wie? Wenn z. B. der männliche Mensch, nach der Stillung jenes Triebes, des Instrumentes seiner Brunst fernerhin gar nicht nöthig hätte?

Je bleibender hingegen die Bedürfnisse sind, desto bleibender ist der gesellige Umgang; sobald jene durch diesen aufgehoben werden können. Nur einen Blick auf Erfahrungen, die in der Geschichte des bürgerlichen Menschen verzeich-

net sind; und man hat den Beweis. Je selbstständiger ein Mann ist; je mehr er Andrer entbehren kann; — und das kann er, wenn er die volle Befriedigung seiner Bedürfnisse in seiner Gewalt hat, — desto mehr zieht er sich, wenn übrigens die vielen Nebenumstände gleich sind, in sein Kämmerlein zurück; desto ungeselliger wird er.

Nicht leicht wird indessen irgend ein bürgerlicher Mensch, der mit seinem Vergnügen gehörig Haus zu halten weis, selbst wenn er in aller Rücksicht von allen seinen Mitbürgern ganz unabhängig wäre, dem Umgang mit Menschen Feindschaft schwören. Oder, wenn er's thäte: so würde er mit Recht als ein moralisches Monstrum angesehn werden können, dem gewisse Organen entweder ganz fehlen, oder die er absichtlich ertödtet haben muß. Denn er würde ein Feind des Vergnügens seyn, welches ein geselliges Leben so reichlich uns darbietet, daß der weisere Oekonom des Vergnügens viele Nebenbäche ableiten muß, um sich am Hauptstrome desto ungestörter laben zu können. Das ist eben das Angenehme bei den Freuden der Gesellschaft, daß man sich nur im Kreise auserwählter Menschen befinden, und daß

man diesen Kreis einem jeden Andern unzugänglich machen kann. Und, wer dann nicht genießen will, der ist dieses reinsten Genusses nicht würdig.

Unter allen Bedürfnissen, die zur Unterhaltung der durch andre Mittel entzündeten Neigung zur Geselligkeit das meiste beigetragen, scheint dies Bedürfniß des Vergnügens das hauptsächlichste zu seyn. Ganz gewis ist es das bleibendeste menschliche Bedürfniß. Es wirkt, zur Befestigung der einmal gegründeten politischen Verfassungen, und zur besseren Einhäckelung der mancherlei Räder der Staatsmaschiene, mehr mit, als alles übrige Flicken der Staatskunst. Nur aus ihm allein läßt es sich erklären, warum so viele Menschen einander aufsuchen, und so gern bei und um einander seyn mögen, da sie doch dieser Verbrüderung weder zu ihrer Vertheidigung, noch zur Hebung andrer Mängel nöthig haben. Sie finden Vergnügen im geselligen Umgang.

VII.

Resultat.

Mit der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der bisherigen Betrachtungen steht und fällt das Resultat derselben: daß der Mensch, seiner Natur nach weder gesellig, noch ungesellig; und daß folglich der primitive Stand der Natur weder ein Stand des Krieges, noch ein goldenes Zeitalter der Geselligkeit ist. — Auf diesen Mittelweg, der bei dieser Untersuchung aufgefunden worden, möchten die an den beiden Seiten gehenden Parteien vielleicht leichter hinüber gebracht werden können, als wenn wir einen von den Seitenpfäden der streitenden Parteien hätten betreten müssen. Und der Streit wäre denn, auf diese Weise, nicht zum Vortheil irgend einer Partei, sondern zum Vortheil der Wahrheit entschieden, die der Menschenverstand auffinden muß, wenn er ausgemachte Fakta und realisirte Begriffe zum Grund legt.

Wie sehr sich beide Partheien, durch eine nachlassende Folgsamkeit diesem Mittelweg nähern,

ist

ist in den Homeschen Versuchen, über die Geschichte des Menschen, sichtbar. Dieser Schriftsteller vertheidiget die Geselligkeit, als eine natürliche Eigenschaft des Menschen; Er zeigt aber aus vielen Thatsachen, daß sich der Trieb zur Gesellschaft, selbst beim bürgerlichen Menschen, nicht über alle Wesen seiner Gattung ausdehne; Er folgert aus der großen Beschränkung dieses Triebes, den Satz, der sich noch auf eine andre Art beweisen läßt, daß eigentlich nur die kleineren bürgerlichen Gesellschaften der menschlichen Natur angemessen sind, und daß nur in diesen die menschlichen Kräfte am leichtesten verbessert, und die männlichen bürgerlichen Tugenden, Patriotism und Diensteifer, am besten gestärkt werden können (*). Der allgemeine Gesellschafter ist in der That eben so wenig gesellig; so wenig der allgemeine Freund jemandes Freund ist.

Diejenigen, die im Menschen einen außerordentlich starken, von der Natur ihm eingepflanzten Hang zu seines Gleichen finden wollen, mögen

(*) Montesquieu's Beweis für eben diesen Satz steht im Esprit des Loix, Liv. IX. Chap. 6.

mögen zusehn, wie sie mit dem Faktum, daß Menschen einander fressen, und daß ursprünglich wahrscheinlich alle Nationen Kannibalen waren, bei Aufhaltung ihrer Theorie, durchlangen wollen. Die Löwen, Tiger und andere Raubthiere scheinen einen bei weitem stärkern natürlichen Abscheu für dem Fleischessen ihrer Art zu haben, als Menschen für Menschenfleisch, welches allen Menschenfressern die größte Delikatesse seyn soll; da doch die Thiere derselbigen Art einander nur in der äußersten Hungersnoth aufzehren.

Aristoteles bringt alle Thiere unter drei Hauptklassen. Sie leben nemlich entweder in Gesellschaft, oder einzeln, oder bald in Gesellschaft, bald in der Einsamkeit, nachdem es eben die Gelegenheit mit sich bringt. Der Mensch gehört zu dieser lezten Hauptklasse. Er ist nicht ausschliessend gesellig; auch nicht durchaus ungesellig; sondern beide Eigenschaften kommen ihm zu. Er kann in Gesellschaft leben, kann es auch nicht; so wie denn in seiner Natur überall entgegengesezte Eigenschaften vorhanden sind. Er hat z. B. Verstand, und auch nicht; Er geht auf zwei Beinen, und auch nicht ꝛc. So wenig er aber gezwun-

zwungen ist, in Gesellschaft zu leben; so wenig ist er auf der andern Seite genöthig, in einem vereinzelten Zustand zu existiren. Folglich liegt die hieher gehörige Eigenschaft seines Wesens in der Mitte zwischen diesen beiden Zuständen, in welchen wir den Menschen noch immer antreffen (*).

Andre Naturforscher haben geglaubt, der Mensch müsse wegen der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner Zähne und Eingeweide, diese mittlere Klasse von Thieren ausmachen. Wir fühlen aber dieser Art von Beweisen zu wenig Kraft an, als daß wir ihnen eine nähere Beleuchtung widmen dürften.

(*) *Hister. Animal.* Lib. 1. Cap. 1. Wir könnten hier eine Emendation dieser offenbar korrumpirten Stelle mittheilen; wenn dem Leser mit griechischen Konjekturen gedient wäre.

VIII.

Untersuchungen, über die Mutterliebe.

Oben hieß es, die Mutterliebe sey eine durch das pressendeste physische Bedürfniß erzwungene Verbindung mit ihrem Kind, aus welcher der Besitz einer dem Menschen eingepflanzten natürlichen Neigung zur Geselligkeit eben so wenig gefolgert werden könne; so wenig sich von dem an der Kette liegenden frölichen Wahnsinnigen sagen lasse, daß er Neigung zu diesem traurigen Aufenthaltsort habe. Hier sind einige Erläuterungen und Beweise.

Die mütterliche Pflege ist anfänglich nichts weniger, als eine Frucht ihrer Zuneigung zum gebornen Kind. Sie hängt es an ihre Brüste; weil der Stich der Muttermilch, der ihr den heftigsten Schmerz verursachte, durch das Saugen des Kindes nachläßt. Das Gefühl des Schönen müßte in der That bei den Müttern ganz abgestumpft; und ihr Geschmack müßte in einem ungewöhnlich hohen Grad verdorben seyn; wenn sie

den

den häßlichsten unter allen Gegenständen der ganzen Schöpfung schön finden, oder sich gar in denselben verlieben könnten. Denn so wie der erwachsene Mensch, den die Natur übrigens nicht versäumt hat, das schönste unter allen schönen Objekten ist: eben so ist, auf der andern Seite, ein ungebornes, oder ein ebengebornes menschliches Kind, das häßlichste unter allen Dingen. Widerlich, unangenehm und beleidigend sind die Eindrücke, die es auf einen jeden unsrer äußeren Sinne macht. Der Anblick desselben ist unaushaltbar; und man muß Mutter seyn, um es nur einen Augenblick sehn und hören zu können. Mädchen! die Grazie deiner Jungfrauschaft verwundet des Jünglings Herz nur durch dein Gebilde, mit dem Pfeil der Liebe. Deine Augen, Brunnen des Lichts und des Lebens. Um deinen Busen schlang die Natur den Gürtel des Liebreizes: Sie wusch ihn mit Milch der Unschuld; krönte ihn mit der Rose der Liebe, die lange im Knöspchen blühet. — Aber den ungestalteten, unproportionirten, schwachen, unmündigen Säugling lieben, ist dem menschlichen Herzen ganz unmöglich; so unmöglich dem

Philo-

Philosophen die Erklärung einer solchen Liebe seyn müßte.

Zum Glück ist diese Erklärung auch nicht nöthig. Denn was soll eigentlich erklärt werden? Was liegt für ein Faktum zum Grund? Widersprechen nicht die wirklichen Fakta den erdichteten Erscheinungen der Mutterliebe, die man bisweilen mühsam zu erklären gesucht hat; Daß in den ersten Tagen keine liebreiche Zuneigung der Mutter zu ihrem Kind da ist, lehrt schon die Gleichgültigkeit, mit welcher die Mütter das frühe Verwelken der jungen, schwachen Pflanze ertragen.

Wenn Tage und Wochen verflossen sind, geht erst jene ursprüngliche Bedürfnißverbindung in wahre Zuneigung und Liebe über. Und das ist kein Wunder. Die Mutter findet gar bald in ihrem sich verschönernden Kind ihr eignes Bild wieder. Es ist Blut von ihrem Blut, Fleisch von ihrem Fleisch. Das Gemisch von zunehmender Kraft, bei aller noch vorhandener Schwäche und Dürftigkeit; diese Hülflosigkeit selbst; die immer sichtbarer hervorstechenden Reize der äussern Form, die innern Geistesfähigkeiten, und

des

des stufenweise sich entfaltenden ganzen Adels der Menschheit; die Gewahrnehmung, daß die angewandte Sorgfalt und Pflege nicht fruchtlos ist, sondern sich in der Zunahme der kindlichen Kräfte deutlich äußert; die Gewohnheit selbst, um welcher Willen auch Pflegeeltern ihre Pflegekinder zärtlich lieben können, besonders wenn sie sehn, daß die Kinder ihren schönsten Hofnungen entsprechen, und daß sie die auf ihre Pflege verwendeten Kosten und Sorgen frühe mit den rührenden Ergießungen eines dankbaren kindlichen Herzens erwidern; endlich die süße Belohnung der mütterlichen mühsamen und schmerzhaften Aufopferung, durch ein unschuldiges, dankbares Lächeln des sonst so unbesorgten Säuglings — sind lauter neue hinzukommende Veranlassungen zur mütterlichen Liebe und Erbarmung. Bei solchen Aufforderungen zur geselligen Liebe eiskalt bleiben, ist keiner Mutter möglich, wenn sie auch noch so barbarisch wäre. Ja, es möchte sich fast finden, daß in Müttern, bei welchen die Natur noch am stärksten arbeitet, in Wildinnen, die Liebe feuriger glühn müsse, als im Herzen solcher Personen, die mit dem Firniß einer hohen Kultur überzogen

sind. Denn die Lezteren haben weit mehr Gegenstände in der belebten und unbelebten Natur, unter die sie ihre Liebe zu vertheilen pflegen, als die Erstern.

Diese Zuneigung der Eltern zu ihren Kindern erscheint bei den verschiedenen Völkern des Erdbodens in ganz verschiedenen Gestalten. Ihre Nuancen und Modifikationen sind oft so abweichend, daß man bei der einen Nation die zärtlichste Zuneigung und die wärmste Liebe; bei andern, ungerührte Gleichgültigkeit; bei der dritten, gar tyrannische Härte, und die heftigsten Ausbrüche der unumschränkten Gewalt des Tyrannen über seine Sklaven, statt der Vater- und der Mutterliebe, wahrnimmt. Und das nicht bei einzelnen Individuen, sondern bei ganzen Völkerschaften; und zwar bei Völkerschaften, über deren Scheitel die Sonne der Kultur schon sehr hoch stand; zum Beweis, daß sich die menschliche Natur auf der Erde wie ein Chamäleon verändert, daß die Begriffe von Moralität, Recht ꝛc. wandelbar sind, und daß alles ländlich sittlich bleibt. So hatten z. B. die Römer ein Gesez, nach welchem es ihnen verboten war, ihre Kin-

der

der ohne hinlänglichen Grund zu enterben. Ein solches Gesez war ganz überflüßig; wenn des Römers Brust mit Zärtlichkeit und Liebe gegen sein Kind wäre erfüllt gewesen. Denn bei andern Völkern ist die natürliche Zuneigung der Eltern zu ihren Kindern, Motif und Gesez genug, daß sie den Leztern kein Unrecht zufügen werden. Selbst die natürliche Gewalt, die bei den Römern fast gar keine Gränzen hatte, und die ihnen ihre Gesetze erlaubten, scheint in den Eltern Strenge, in den Kindern aber Furcht und Mißtrauen bewirkt zu haben. Wer mag gern mit einem privilegirten Henker sein tägliches Brod essen, und mit ihm unter einem Dach wohnen; wenn ihm die Gesetze das Schwerdt in die Hand geben, womit er uns nach seinem Belieben die Köpfe herunter hauen darf? Schon das ewige Wanken des Kopfs auf dem Rumpf, besonders wenn es durch die Winde der Laune, des Gouts, und der Kaprize hervorgebracht wird, ist ganz unaushaltbar. Man würde dies Phänomen einer so barbarischen Behandlung der Kinder, wenn es höchst selten gewesen wäre, dadurch hinlänglich erklären, daß es unnatürliche, monströse Auswüchse der Mensch-

heit waren, die in der beseelten und unbeseelten Schöpfung unvermeidlich zu seyn scheinen. Ganze Nationen hingegen sind nicht Monstra. Wer Lust hat, denke hier an die Sinesen.

XI.

Eine Anmerkung, zur Einschränkung der vorgetragenen Theorie, über die menschliche Natur.

Aber hier stemmt sich ein bedeutender Einwurf gegen dies System vom gleichgültigen Menschen. Wir wollen ihn durch eine Einschränkung zurücktreiben. Es wird, wenn wir erst diese Anmerkungen mitgetheilt haben, nicht einmal nöthig seyn, jenen Einwurf ausdrücklich anzuführen; weil er sich schon aus den Gegenbemerkungen errathen läßt.

Allerdings nemlich kann der aufgefundene Charakter der Gleichgültigkeit des Menschen im Stand der Natur, in einzelnen Fällen, nach der man-

mannigfaltigen Beschaffenheit der Individuen in Rücksicht auf die hinzukommenden Modifikationen, bald das Hobbesische, bald das Puffendorfsche System mehr oder minder begünstigen. Dieser natürliche Charakter nüancirt sich nach Maasgabe der Stärke und der Schwäche der übrigen Eigenschaften des Herzens, die wiederum durch mehrere Gründe so oder ganz bestimmt werden. Es kann demnach sehr gut geschehn, daß einige Naturmenschen, oder daß sie auch alle, in gewissen Erdgürteln, Hobbesische Geschöpfe sind; da sie hingegen, unter einem andern Himmelsstrich, nach Puffendorfs Modell geformt werden. In solchen Fällen aber entstellen gewisse mitwirkende äußere Ursachen die Form der Natur. Beim polizirten Bürger ist die Zahl dieser von aussen den natürlichen Charakter so oder anders modifizirenden Ursachen ansehnlich. Beim aussergesellschaftlichen Natursohn hingegen scheinen diese Schattirungen des natürlichen Charakters nur durch zween Gründe veranlaßt und bewirkt zu werden, durch Klima und durch Nahrungsmittel. Er fühlt die ganze Macht ihres Einflusses, und er lässet sich von ihnen, wie Pflanze und Thier, ganz bilden.

In den nördlichen Gegenden verliert der thierische Körper weit weniger durch die unmerkliche Ausdünstung, als in Süden. Die Kälte in Norden zieht die Fiebern zusammen; verenget die Oefnungen der Haut, länget und stärkt den Körper, mittelst der vielen zurückbleibenden Theilchen, die der Südländer einbüßt. Die Gehirnorganen sind kompakter, gespannter und unbeweglicher; die flüssige Theile sind dicker und gröber. Dies ist der Grund von der Rohheit der Nordländer; aber auch von ihrer Beharrlichkeit, ihrem Muth, ihrer Abhärtung, von der größern Lebhaftigkeit ihres Kraftgefühls, wenn sie durch außerordentliche Triebfedern in Thätigkeit kommen.

Nichts ist begreiflicher, als daß eine solche Stimmung einzelner Menschen nachher Geist der ganzen Nation wird. Kein Wunder, daß alle Eroberer aus Norden ausgegangen, und daß fast nie aus dem Süden nach Norden Eroberungen unternommen worden, viel weniger daß sie geglückt wären (*).

Ein

(*) Eine Bemerkung, die schon Aristoteles macht. Politic. VII. 7.

Ein ungebildeter Naturmensch, der in den Wäldern der Nordwelt herumirret, wird demnach, (andre zufällige Wirkungen auf seinen Charakter abgerechnet,) wegen des lebhaften Gefühls seiner Kraft und Superiorität, weniger rachsüchtig seyn. Aus eben diesem scharf hervorstechenden Kraftgefühl entspringt seine Ueberredung von Sicherheit und Unverletzbarkeit. Daher eine größere Offenherzigkeit und Freimüthigkeit; Mangel von argwöhnischem Wesen, Entfernung von Arglist, um wirklichen oder eingebildeten Schlingen zu entgehn, oder sie selbst Andern zu legen; Standhaftigkeit und Tapferkeit; Munterkeit des Geistes und des Körpers; Beseelung von wirksamen Eifer zur Behauptung der Würde ihrer Menschheit. — Alle diese vom kalten Klima bewirkten Eigenschaften sind als Modifikationen jenes Hauptzugs im Bild des Naturmenschen, seiner Gleichgültigkeit ziemlich vortheilhaft.

Unter dem Aequator leben ganz andre Menschen. Welche Kleinheit, Magerkeit und Schwäche des Körpers! Welche Feigheit und Schlaffheit der Seele! Sie scheinen zur Sklaverei geboren zu seyn. Weil sie sich so wenig mit

Kraft ausgerüstet fühlen: so nehmen sie zum Verrücken ihre Zuflucht. Der Neger lügt und betrügt; weil er keine Fäuste hat. Hier sucht man die nördliche Offenheit des Charakters vergeblich. Die Fibern werden reizbar, durchs Vertrocknen, und durchs Verfliegen der Lebensgeister, Ruhe ist diesen Menschen, die ohngefähr aus Puffendorffschem Stoff gebildet sind, schon Genuß.

Die gemäßigten Klimate mischen die Wirkungen der kalten und der heißen Zone; und dies Gemisch ist größtentheils für Verstand und Charakter wolthätig. Sehr leicht aber kommen oft ganz neue und unbekannte Dispositionen zum Vorschein, die dem Menschen die Geschöpfe seiner Art verhaßt machen, z. B. Eigensinn, Geist der Selbstheit, Eifersucht; kurz, das Hobbesische menschenfeindliche Wesen.

Aehnliche Veränderungen bringen die mancherlei Arten von Nahrungsmitteln in der menschlichen Art zu denken und zu handeln hervor. Früchte geben einen andern Humor, als Fleisch, und das Thierfleisch wieder einen andern, als das Fleisch der Fische. Es ist in andern Büchern schon ausführlich genug erklärt worden, wie dies

physisch

physisch nicht anders seyn kann; und wir nehmen die hiedurch bewirkte Verschiedenheit der Temperamente schon an den Europäern wahr, die sich von merklich verschiedenen Nahrungsmitteln nähren. Den Engländer macht sein Rostbeef brutal und ungesellig; der Franzose ist durch den haut gout spirituöser: der Deutsche durchs Bierrinken beliebter und gravitätischer. Kaum läßt es sich aussprechen, wie mächtig die hievon rührenden Einflüsse auf die menschliche Geselligkeit und Ungeselligkeit wirken; die Verschiedenheit der Kultur auch abgerechnet, da bekanntlich die rohesten Nationen ohnehin die geselligsten sind, bei denen man die Gastfreundschaft aufs höchste getrieben findet.

Endlich versteht es sich von selbst, daß nicht alle Seelen aus demselbigen Thon, und nach demselbigen Ebenbild geformt sind; oder, mit Plato zu reden, daß die Gottheit nicht alle Menschenseelen in demselbigen Becher gemischt hat. Dieser Umstand mußte nothwendig die erste Grundlage zur Ungleichheit der menschlichen Gemüthsart ausmachen, und die frühere Entwilderung entweder befördern, oder verhindern.

Vielleicht macht das Weib, das in keinem einzigen Zustand Mann ist, auch eine Ausnahme von jener Regel. Die ausgezeichnete Sanftheit des Weibes, seine Weichheit und Nachgiebigkeit sind gerade entgegengesezte Eigenschaften von der Mannheit des Mannes.

An diesen wenigen Ausnahmen scheitert freilich die durchgängige Allgemeinheit jener Theorie vom menschlichen Herzen, wie es aus den Händen der Natur kam. Allein es sind nur Ausnahmen!

X.

Giebt es einen Stand der Natur; oder hat es je einen solchen Zustand der Menschheit gegeben?

Nach dieser Zergliederung kann uns die Beurtheilung der Richtigkeit der Behauptung so vieler Schriftsteller, Montesquieu's, Fergusons, und andrer, nicht mehr schwer fallen, wenn sie sagen: „Der Mensch ist in Gesellschaft gebo-

gebören, und bleibt er.“ Dies ist der Ausspruch der Wahrheit; denn er zeiget nicht einen ursprünglichen Trieb zur Geselligkeit, sondern nur das unleugbare Faktum an, daß der Mensch, wenn er einmal die Vortheile der Gesellschaft kennt, diese Vortheile unmöglich verabscheuen könne; und das nicht etwa deswegen, weil ihm ein Hang zur Geselligkeit eingedrückt worden; sondern, weil er einen unbestimmten Trieb zur Glückseeligkeit hat, der in der Gesellschaft auf eine befriedigende Weise gesättiget wird (*).

Eben deswegen hat es auch nie einen solchen gleichgültigen oder ungeselligen Stand der Natur gegeben; und die Menschheit wird auch, so lang die Welt stehn wird, nie in diesen rohen Zustand der außergesellschaftlichen Wildheit herabsinken können. Der Mensch ist stets in Gesellschaft gewesen; wenn auch die ursprünglichen Gesellschaften nur aus Mutter und Kind bestanden hätten. Denn

(*) Aus diesem Grund erheben Montesquieu und Ferguson die Geselligkeit zu einem Naturgesez. Jener, in *Esprit des Loix*, Liv. I. Chap. I. Dieser, in den Grundsätzen der Moralphilosophie. S. 80.

Denn zugegeben, daß der Naturmann, nach der Begattung, nicht wieder nach sein Weibchen frägt; — (welches sich doch, beim wiederkehrenden Instinkt zum Beischlaf, nicht leicht denken läßt;) — zugegeben, daß zwischen Vater und Mutter, im Stand der Natur, nie eine Gesellschaft entstehn möchte; weil sie wenigstens durch kein positives Gesez dazu gezwungen werden, einander nicht wieder zu verlassen, und weil der Zweck ihrer Liebe der Genuß ist, der im Schooße der Sättigung sein Grab findet: so sind doch Mutter und Kind, durch die unauflösbarsten Bande physischer Bedürfnisse, an einander gebunden. Die Mutter bedarf des Kindes; weil das Säugen, selbst die schwere Last abgerechnet, die sie durch dasselbe abwälzt, noch ausserdem mit einem angenehmen physischen Kützel vergesellschaftet ist. Der Säugling selbst ist ein zu ohnmächtiges Geschöpf, als daß er diese Pflege von sich stoßen, oder sie boshaft mit Füßen treten könnte. So gut ist für die Keime der Menschheit gesorgt!

Aber diese Hülfsleistung geht doch mit den Jahren der Kindheit zu Ende, und die Mutterliebe wird kälter; Sollte dies nicht die Periode

seyn

seyn, da sich der junge Natursohn, der nun den mütterlichen Beistand ganz entbehren kann, aus der bisherigen Gesellschaft herausreissen dürfte? Schwerlich. Denn nun können ihn zwar seine Beine tragen; er kann sich selbst speisen, tränken und kleiden; und in so fern könnte er nun seine Mutter verlassen. Er wird sie aber nicht verlassen; weil er an sie gewöhnt ist: so viele Wohlthaten von ihr empfangen, so viel glückliche und unglückliche Ereignisse mit ihr getheilt hat. Lauter Verstärkungsmittel der geselligen Anhänglichkeit, wodurch diese Bande so fest zusammengezogen werden, daß nur widernatürliche Gewaltthätigkeiten, nur der Tod sie trennen kann.

So verhält sich die Sache, wenn man sie oben beim Ursprung des menschlichen Geschlechts ansieht. Noch weniger hat man zu befürchten, daß je eine zertrümmerte bürgerliche Gesellschaft in einen außergesellschaftlichen Zustand der Wildheit herabfallen werde. Denn die Glieder einer solchen verwüsteten Gesellschaft würden einander gar bald wieder aufsuchen müssen; wobei der gewohnte Umgang unstreitig das mächtigste Zwangsmittel

mittel seyn würde. Dieses scheinen viele Schrift-steller nicht bedacht zu haben, die den mißvergnügten europäischen Bürgern anrathen, ihre Hälse aus dem Joch des immer drückender werdenden Despotisms der Fürsten Europens herauszuziehn, und, in den glücklichen Freistädten der Südseeinseln, Freiheit und Glück zu suchen; damit auch dieser Welttheil der Sitz der Künste und der Wissenschaften werden möge (*). Sehr menschenfreundlich und gutherzig! Aber, werden wol Künste und Wissenschaften auf einem Boden fortkommen, den abgerissene, isolirte und unabhängige Menschen bauen?

Der Stand der Natur ist daher weiter nichts, als eine fruchtbare philosophische Fiktion, die der Weltweise, zur tiefern Ergründung der mancherlei Eigenschaften der menschlichen Natur, voraussezt; da die Natur, beim bürgerlichen Menschen, oft zu sehr unter die Hülle der Kunst versteckt ist, als daß wir sie in ihrer wahren nakten Gestalt

(*) Herr Forster schlägt insonderheit Neuholland dazu vor, in den *Observations made during a Voyage round the World.* S. 11.

Gestalt beobachten könnten. Eben diese erdichtete Voraussezung kann auch zur richtigern Darstellung der moralischen und politischen Verhältnisse der Menschheit, mit gutem Nutzen gebraucht werden. So gewalsam dies Scheiden und Abziehn der menschlichen Bestandtheile ist: so lehrreich ist es; wenn nur der Geist beim Abziehn nicht durch ein zu starkes Feuer der Phantasie ganz verfliegen muß. Die Operationen des Chemikers zur Erforschung der Bestandtheile der körperlichen Natur sind auch violent.

Eins der wichtigsten politischen Verhältnisse, welches aus der Beschaffenheit der Beziehungen einzelner Menschen im Stand der Natur beurtheilt werden muß, ist das Verhältniß einzelner Staaten zu einander. Die mehreren einzelnen Völker sind ursprünglich, vor allen vorhergegangenen Verbindungen durch Verträge und durch wechselseitige Abtretungen gewisser ihnen zukommender Rechte, einzelne Individuen im Stand der Natur. Keine selbstständige Nation braucht der andern zu gehorchen, und keine darf der andern gebieten. Eine jede kann, in den Gränzen ihrer Besitzungen, mit ihrem Eigenthum schal-

ten, wie sie will. Sie kann glauben was sie will; ohne daß ein angränzendes Volk sie über ihre Handlungen, über ihren Glauben ꝛc. zur Rechenschaft ziehn darf. In so weit hat sich ein Staat, ehe gewisse Fakta vorfallen, um den andern gar nicht zu bekümmern. Der benachbarte und alle andre Staaten müssen ihm ganz gleichgültig seyn.

Auch hier findet demnach unsre von der Gleichgültigkeit des Naturmenschen aufgefundene und bewiesene Theorie die schönste Bestätigung; und dieser Umstand allein, daß sich, bei der politischen Benutzung dieses Systems, alles so vortreflich schließt, giebt schon das günstigste Vorurtheil für ihre durchgängige Richtigkeit.

XI.

Soll man den Stand der Natur nicht bei den alten und neuen Wilden suchen?

Die Pongos sind nicht Naturmenschen, aber die Ichthyophagen, die Hylophagen, die Grönländer, die Esquimaux, die Algonquinen, die Huronen, die Karaiben, die Vaddahs auf Ceylon, die Wiatches auf Borneo, die unglücklichen Bewohner vom Cap Horn, und die ihnen sehr ähnlichen Bewohner der Nordküste von Neuholland ꝛc. sind auch nicht Söhne der Natur. Die Pongos sind es nicht; wenigstens können wir sie nicht dazu machen, weil wir sie nicht genug kennen. Wer hat ihnen ihre ganze Oekonomie abgelauscht? Wer, die Beschaffenheit ihres Zustandes und ihrer Natur so ausgeforscht, daß man mit Gewißheit den Ausspruch thun könnte: die Pongos sind Affen und nicht Menschen, oder sie sind Menschen und nicht Affen? Wer weis es, daß sie artikulirte Sprache haben, oder daß sie sprachlos sind? Wer hat ihre Sprachorganen untersucht, um entscheiden zu können, ob sie nicht

vielleicht im Stand sind, künftig bei dringenderen Anlässen, Sprache zu erfinden? Tyson hat es wenigstens nicht gethan. Wir wollen also kein Wort weiter über ein Ding verlieren, welches wir erst näher zu kennen wünschen. Man hat sie bisher nur im einsamen Zustand einzeln zu beobachten Gelegenheit gehabt. Allein, sie leben doch, wie alle Reisebeschreiber berichten, in Gesellschaft; und vielleicht sind sie, wie viele andre Thiere, und wie der Mensch selbst, nur in ihrer Gesellschaft, was sie sind. Gesezt auch, sie gehören, wie einige Schriftsteller glauben, zu unserm Geschlecht: so scheint es doch, als wenn sie abbrutirte Menschenkinder seyen, die eben so wenig ein natürliches Menschenmodell abgeben können, so wenig man die tauben, stummen, lahmen, blinden Menschen, die, im Verhältniß zu andern unversäumten Menschen, an Kopf und Herz immer sehr schwach sind, zum Ebenbild des Naturssohns machen kann. Diese wenigen Individuen sind verwahrloset; da der Keim entweder in seiner Entwickelung verhindert, oder nach seiner Entwickelung in einzelnen Theilen gelähmt und getödtet wurde. Eben so

kann

kann die Natur zuweilen von ganzen Völkerschaften ihre pflegende Hand zurückziehn, sie vom unordentlichen Gewühl der Ereignisse forttreiben, und von den wirkenden Kräften in unabsichtlichen Direktionen mit sich fortreissen lassen. Ist ein solcher Zustand anhaltend: so können sich die Spuren dieser Verviehischung im veränderten Bau des Körpers deutlich ausdrücken. Das menschliche Gesicht erhält ein Orang-Outang Physiognomie; der ganze Mechanism des Körpers wird anders modifizirt, und in einigen Theilen sogar anders organisirt. Auf diese Weise können aus Menschen, Pongos werden.

Dies lehren schon die seltenern Beispiele abbrutirter Menschenkinder, die man in den neuern Zeiten unter den wilden Thieren gefunden hat. Naturmenschen können diese Unglücklichen gleichfalls nicht genannt werden. Ihre Menschheit würde ihnen, durch die von allen Seiten hereinbrechenden Unglücksfälle von der härtesten Art gänzlich ausgezogen. Der Mensch der Natur hat mit dergleichen harten Vorfällen, der Regel nach, nicht zu kämpfen. Seine Mutter gab ihm schon mehr körperliche Stärke mit, als daß, wie bei den

Selkirks, Blanks ꝛc. die Strenge der äußeren Umstände sogleich auf die inneren Denkorganen eine so fürchterliche Wirkung hervorbringen, und aus dem Menschen ein kompletes Vieh machen könnten.

Diejenigen Philosophen, die den Stand der Natur bei den wilden Völkern, der alten sowol als der neuen Welt, gefunden zu haben glaubten, bedachten nicht, daß die Verwilderung eine vorhergegangene Kultur voraussezt, und daß man hier folglich auch keine primitive Natur suchen darf. Herodot, (IV. 180, 183, 191.) und Diodor (I. 1, 8. III. 11.) beschreiben einige wilde afrikanische Horden völlig so, wie wir die Wilden des vierten und des fünften Welttheils in den neuern Reisebeschreibungen geschildert finden. Aber wie weit ist ihr Abstand von der Natur? Wie in wenigen Stücken waltet diese? Wie ausgebreitet ist dagegen die Herrschaft gesellschaftlicher Vorurtheile? Wie vielfach ihre Verbindungen? Sie sind Väter, Brüder, Gatten, Hordenverwandte. Der Naturmensch hingegen hat keine Familie, kein Vaterland.

Die

Die Wildheit ist aus einer vormaligen Aufklärung entstanden, die dem Menschen ein gewisses Gepräge aufdrückt, welches in keiner Generation ganz verwischt werden kann. Die Geschichte ist ein sehr sicherer Führer bei dieser Untersuchung. Diese meldet, die Menschheit habe durch große Revolutionen der Natur, wichtige und merkwürdige Veränderungen erlitten. Von eben diesen Revolutionen durch Ueberschwemmungen sind die Eingeweide der Berge laute Zeugen. Es ist natürlich, daß die damaligen Menschen den aufschwellenden Fluthen zu entrinnen suchten. Sie bestiegen, mit den steigenden Gewässern, die Gipfel der Gebürge. Aber nur wenige fanden hier Rettung und Leben. Die ofnen Schlünde des Todes, der aus den Fluthen heulte, verschlangen gerade die edelsten, aufgeklärtesten Menschen; nur die rohesten entflohen des Meeres Rachen; wahrscheinlich retteten sie sich durch ihre größere Bekanntschaft mit den Pfäden, die auf die unzugänglichen, unwegsamen Gipfel der höchsten Berge führten, die das Wasser nicht bedeckt zu haben scheint. Alles übrige Fleisch kam um.

Diese wenigen Ueberreste von Menschen, die schon im vorhergegangenen Zustand der bürgerlichen Kultur unwissend und abergläubisch waren, sind es wahrscheinlich, die den Stand der Wildheit ausgemacht haben, und noch ausmachen. Wer eine bessere Erklärungsart kennt, setze sie an die Stelle der meinigen. Unglücksfälle möchten doch überall die wirkenden Ursachen bleiben. Nach meiner von den historischen Ueberlieferungen begünstigten Hypothese lassen sich noch überdem viele alte Sagen und Nachrichten fassen und begreifen, an denen der Glaube ganzer Völker hing. Was sind z. B. die Halbgötter der Vorwelt anders, als die geschickteren, klügeren Menschen, die vor der Revolution lebten, von den Fluthen ersäuft wurden, und die vormals die Obrigkeiten, Heerführer, Lehrer der übrig gebliebenen rohen Menschen gewesen waren?

Dieser Stand der durch fatale Begebenheiten hervorgebrachten Verwilderung ist nicht der Stand der Natur; weil Körper und Geist schon durch die vorhergegangene Kultur, wenn sie auch noch so gering war, geschwächt und so modifizirt wurden, daß diese vormalige Lage, bei der Unauslöschbarkeit

keit der zurückgebliebenen Spuren, auf alle sich später entwickelnden Keime einen bemerkbaren Einfluß hatte. Der Naturmensch ist es schon in seinem Keim; und aus einer gezähmten Race wird kein Naturthier erzeugt. Der Grund hievon läßt sich nur errathen. Mit Gewisheit würde man ihn angeben können; wenn der Naturſohn irgendwo aufzufinden wäre.

Ich weis nicht, ob es ein bleibenderes Merkmal vom wesentlichen Unterschied der Natur, der bürgerlichen Politur, und der Verwilderung geben dürfte; als die Verschiedenheit der Instinkte ist, deren Anzahl und Stärke im Stand der unverkünstelten Natur weit größer zu seyn scheint, als im Zustand der bürgerlichen Kultur, und der aus ihr zufälliger Weise entstandenen Wildheit. Die Kultur scheint manche Instinkte des Menschen ganz zu ertödten; manche in einem hohen Grad zu schwächen. Wenn diese Ertödtung und Schwächung der Instinkte einmal die Menschheit betroffen hat: so kann sie alle Zügellosigkeit nicht wieder beleben, wenigstens nicht in dem Maas, in welchem sie ursprünglich wirkten.

Wären endlich Einsichten, gesammlete Erfahrungen, Aufmerksamkeit auf den Gang der Natur, und dergleichen nicht ein gar zu zufälliger Antheil der Menschheit: so würde man auch in diesen Stücken ein charakteristisches Merkmal von der großen Verschiedenheit des Natursohns und der alten und neuen Wilden, die man bisher immer in Gesellschaft angetroffen hat, wahrnehmen. Beide sind zwar unwissenschaftliche Menschen; allein der Wilde besizt doch eine größere Masse von rohen Kenntnissen, als der Naturmensch, der neben jenen gestellt durchaus unwissend ist. Zur Verdeutlichung dieser Angabe denke man an die Religionsbegriffe, an die Kentnisse von Krankheiten ꝛc.

XII.

Hauptfrage, den Stand der Natur betreffend.

Es hat keinen Stand der Natur gegeben; es existirt jezt kein Stand der Natur; und es wird keinen solchen Zustand geben, so lange der Mensch, Mensch seyn wird. Und doch wollen wir von dieser erträumten Lage noch mehr wissen; unsre Phantasien noch vollständiger ausmalen; die unbelebte Natur noch genauer analysiren? Ja, das wollen wir; eben weil wir Fälle kennen, in welchen Menschen nur im allgemeinen unbestimmten Verhältniß der Menschheit zu einander stehn. Der Anatom zergliedert auch Leichen, denen gewiß nie ein anderes Individuum ähnlich gewesen ist, noch je ähnlich seyn wird. — Also zur Untersuchung; Sie ist fruchtbar. Giebt es im Stand der Natur Recht und Unrecht, und wie sieht es damit aus? Den Menschen der Natur kennen wir schon; wir dürfen uns daher nur noch nach den wesentlichen Bestandtheilen der Begriffe von Recht und Unrecht umsehn, und wir wandeln im Licht.

Der Mensch hat, wir mögen ihn in bestimmten, oder außer allen Verhältnissen betrachten, einen Durst nach Glückseeligkeit, einen Trieb nach Vollkommenheit und nach Vergnügen. Alles, was er thut; alles, was er unterläßt, zweckt darauf ab, jenen Durst zu löschen, und jenen Trieb, der wahrscheinlich in Ewigkeit fortwirken dürfte, von Zeit zu Zeit zu befriedigen. Das Hauptrad seiner Wirksamkeit wird, durch die Kräfte des Wunsches eines behaglichen Zustandes, der Ruhe und der Glückseeligkeit, in Bewegung gesezt. Er wirkt, um zu genießen; und handelt um des Genusses froh zu seyn. Dieser Trieb liegt ganz unbestimmt, ohne weitere Einschränkung, in der menschlichen Seele; und da er das Werk der Natur ist, und sich regt, ehe andere Belehrungen, Vorurtheile und Wahrheiten hinzu kommen: so folgt, daß alles Recht seyn muß, was der Mensch auf Anregung und Drang seines Triebes zur Glückseeligkeit verrichtet.

Der Naturſohn handelt in der That einzig und allein aus diesem Grund. Freilich kann er sich in der Wahl seiner Güter irren; er kann sich

von

von gewissen Gegenständen die seeligsten Folgen versprechen; wenn sie gleich Mütter von Mißvergnügen und Unglück sind, die er aber erst bei und nach ihrer Geburt kennen lernt. Das kann alles seyn. Der aufgeklärteste Weltbürger fällt auch, bei der Berechnung der menschlichen Güter, sehr oft in Irthum. Um so viel schwerer wird der unausgebildete Sohn der Natur diese Schlingen vermeiden. Er handle nach Ueberzeugung; oder er strebe auch nur nach der Einsprache der Hoffnung, daß ihn ein gewisses scheinbares Gut seiner Vollkommenheit näher bringen möchte, nach demselben; Er handelt recht, wenn gleich der wirkliche Genuß desselben bitter, und die kommenden Erfolge mit Unglück gegattet sind. Denn er folgt dem Ruf der Natur, die ihn nicht mit unwiderstehlicher Gewalt nur blos nach solchen Gegenständen hintreibt, die ihm wirklich heilsam und gut sind; sondern die es ihm überläßt, zu wählen, zu prüfen, zu versuchen.

Recht bestünde demnach in der Folgsamkeit des Naturtriebs zur Glückseeligkeit; oder welches einerlei ist, in der Befolgung dessen, was einem jedesmal das Rathsamste und Beste scheint. Denn

dies

dies Beste ist es eigentlich, was uns Vergnügen bringen kann.

Diesem aus der Grundbeschaffenheit des menschlichen Willens herausgehobenen Begriff vom Rechthandeln zu Folge ist das Recht und das Rechtverhalten blos etwas Subjektivisches. Es hängt ganz von unserm Urtheil ab, daß ein gewisses Objekt unsrer Glückseeligkeit zuträglich sey, daß es folglich gewünscht, begehrt und erreicht werden müsse. Nur in dieser Rücksicht liegt in der Behauptung der würdigsten Rechtslehrer und Staatsmänner Wahrheit, daß es nemlich schon vor allen positiven Gesezen Recht und Unrecht giebt, und daß derjenige, der das Gegentheil lehrt, ohngefähr eben so viel sagt, als daß sich nicht alle Halbmesser eines Kreises gleich seyen, ehe man den Kreis nicht wirklich hingemalet hat.

Die positive Geseze machen das Recht eben so wenig, so wenig es der Obere machen kann, der ein Gesez giebt. Sonst wär's ja thöricht, über das Recht und das Unrechtsein eines Gesezes zu urtheilen. Auch positive Geseze sind nur alsdann Recht, wenn sie im Labyrinthe der bürgerlichen Gesellschaft wolthätige und sichere Wegweiser zum

Ely-

Elysium der Ruhe und der Glückseeligkeit sind. Der Bürger folgt dieser Stimme des Wolthäters, die vom Throne Gesetze verkündigt nur deswegen; weil er überzeugt ist, daß sein Gesezgeber die Quellen des Vergnügens näher kennt, den Werth der Güter richtiger beurtheilt, und die Möglichkeit einer zusammengesezten, öfterer wiederkehrenden Kollision beim Genuß derselben, deutlicher einsieht, als er selbst. Findet er, daß der Lohn seiner Folgsamkeit wahres Unglück ist; wer wird ihn auf den Mund schlagen, wenn er redet? Der Sklave fühlt den Fuß des Tyrannen auf seinem Nacken, krümmt sich im Staub, und schweigt. Nicht so der Bürger. Der Bürger kann, wenn die Rechte seiner Menschheit durch räuberische Eingriffe des Gesezgebers gekränkt werden, reden, und doch gehorchen.

Das Zwangsverhältniß, welches jedes Gesez anzeigt, liegt, bei den bürgerlichen sowol, als auch bei den Naturgesezen, in der Beziehung des gesezlichen Gebots oder Verbots zur Glückseeligkeit. Beim bürgerlichen Gesez ist der Gesezgeber der Obere, der über die Aufrechthaltung des gegebenen Gesezes wacht. Man kann eigentlich nicht

sagen

sagen, daß er die Gesetze macht; sie waren schon da, ehe sie promulgirt wurden. Er war aber der erste, der die Verbindung derselben mit der Glückseeligkeit bemerkte, und seine Unterthanen durch ihre Bekanntmachung, darauf aufmerksam machte. Das Hinzuthun der Pönalsanktion wäre an sich gar nicht erforderlich; wenn jeder Bürger einsehn könnte, daß das Gesez nichts anders befiehlt, als was ihm sein Trieb zur Glückseeligkeit ohnehin auflegt. Auch noch wär's unnöthig, auf die Uebertretung des Gesezes Strafe zu legen; weil jeder Uebertreter desselben schon dadurch gestraft genug seyn muß, daß er, durch die Ausübung des Gegentheils, Unglück erndtet; da die gewissenhafte Befolgung der vorgeschriebenen Regel des Gesezgebers Vergnügen zur Folge hatte. Gesetze, die so beschaffen sind, sind unstreitig die vortreflichsten unter der Sonne. Von dieser Art sind die Gesetze der Natur, die ihnen weiter keine Zwangs- oder Strafklausul anhing, als ihre Wirksamkeit zur Glückseeligkeit. Was Strafe in der bürgerlichen Gesellschaft eigentlich nothwendig macht, ist die Besorgniß, daß der folgsame Bürger, durch seine widerspenstigen

Mit-

Mitbürger, im Wirken gehindert und gestört werden möchte.

Im Stand der Natur ist kein Oberer, der von außen gewisse Handlungen fordern, und andre dagegen verbieten könnte; keiner, der dem Natursohn die mancherlei Wege zur Glückseeligkeit zeigt. Die Winke seines eignen Triebes sind Gesetze für ihn, die auch wirklich alle mögliche Zwangskraft haben; weil der Trieb selbst zwingend ist. Er muß alles thun, was ihm dieser befiehlt; er muß alles unterlassen, was ihm dieser untersagt. In so fern also hat der Mensch seinen Gesetzgeber in sich selbst. So lang er seiner Stimme folget, wandelt er auf dem pfeilgeraden Pfad des Rechts. — Ob er wol auch alsdenn noch Recht thut, wenn er gleichfalls auf Antrieb seines Verlangens nach Glückseeligkeit, auf den Menschen, auf den er hie oder da stößt, so wirkt, daß er ihn unter sich bringt, und sein Oberer und Beherrscher wird? Oder, welches einerlei ist, ob das Recht des Stärkern im Stand der Natur gerechtfertigt werden kann?

Wer

Wer sollte die genugthuende Antwort auf diese Frage nicht aus der mitgetheilten Theorie von Recht herausfinden können? Dem Grundtrieb, sich so glücklich zu machen, als möglich, muß er gemäß leben und handeln; denn die Gottheit selbst hat ihm diesen Trieb mitgegeben. Fühlt er demnach ein Uebergewicht an körperlicher Stärke, oder an geistigen Vorzügen; und sagt ihm der ihn begleitende Genius des Glückseeligkeittriebes, daß er den Schwächern, den Blödsinnigern, von seinen Anweisungen und Rathschlägen abhängig machen müsse: so folgt er den gerechtesten Vorschriften der Natur, die mit Flammenschrift dies große Gesez — daß die größere Kraft die schwächere treibt, und daß die leztere der erstern weichen muß, — in alle Theile der körperlichen und der unkörperlichen Natur hingeschrieben hat. Die Sonnen reissen die Planeten in ihren Wirbeln mit sich fort; der größere Fisch verschlingt, wie Spinoza in ähnlicher Absicht erinnert, den kleinern; das Weib ist dem Mann unterthan; der verschmizte Betrüger schleppt Heere von unwissenden Bewunderern nach sich her.

Das

Das ist das Recht des Stärkern. Es ist so fürchterlich nicht, als es beim ersten Anblick zu seyn scheint. Denn das Uebermaas der körperlichen sowol, als der Geisteskräfte, durch deren Anwendung einer, nach dem Zuruf des Naturtriebs, zur Vollbringung des möglichst Besten, das Recht, die schwächern Kräfte des Andern zu lenken, überkömmt, ist ja nicht die Kraft des Wüterichs und des Zerstörers; sondern es kann gar wol die Kraft des Wolthäters und des Unterstützers seyn. Daß es dies, der Regel nach, und in den allermeisten Fällen seyn müsse, und daß der entgegengesezte Fall nur als eine seltene Ausnahme zu betrachten sey, erhellet daraus; weil der mit großen physischen Kräften ausgerüstete Bösewicht, (und ein Bösewicht müßte doch der seyn, der dem andern Schwächern seinen Harnisch in der Absicht nimmt, um ihn zu tyranniſiren,) nur äußerst selten seine zerstörenden Entwürfe auszuführen im Stand seyn möchte. Das Uebergewicht an physischen Kräften scheint, bei der Ausführung böser, schädlicher Anschläge, zu schwinden; weil die einzelnen Theile solcher Plane, eben weil sie böse sind, gewöhnlich in der äusserſten Disharmonie

zu einander stehn, und weil folglich auch die zur Ausführung solcher Plane verwendeten Kräfte einander häufig widerstreben und sich wechselseitig zerstören müßen. Die Güte des Herzens, oder die Befolgung der wahren Anregungen des menschlichen Grundtriebes zur Glückseeligkeit scheint dagegen die physische Kraft aus den entgegengesezten Grund zu vermehren.

Auf der andern Seite läßt es sich leicht denken, daß die Nachgiebigkeit und Folgsamkeit des Schwächern, Furchtsamen, Trägern, Unwissendern ꝛc. wiederum zu Folge ihres Wunsches nach Glückseeligkeit geschieht; so daß in diesem Fall die ganze Idee von Gewaltthätigkeit, Unterjochung und Unterdrückung weggeräumt werden muß. Wie? Wenn diesen auch ihr Genius anzeigte, daß sie sich die Kräfte und Einsichten der stärkern und klügern Menschen zu Nutz machen, ihnen folgen, und das thun müßten, wozu sie angehalten werden? Denn diese seyen ihre sichersten Wegweiser zum Glück, welches sie suchen. Die Planeten wälzen sich um ihre Sonne herum und lassen sich von ihnen anziehn: Sie werden dafür von ihnen erleuchtet und erwärmet.

Was

Was wäre, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, Herrschen und Gehorchen? Herrschen wäre, leiten, beschützen, glücklich machen. Gehorchen wäre, folgen, gesichert seyn, glücklich werden. Wie wolthätig erschiene das große Mißverhältniß der körperlichen und der geistigen Eigenschaften der Individuen, welches Menschen von Menschen so fühlbar unterscheidet, daß der Schwächere seine Schwäche, der Stärkere seine Stärke, auf die lebhafteste Weise, fühlen muß, wenn sie nur eine Minute lang beisammen sind? Gewis, so wolthätig, als die Absicht und Einrichtung der schaffenden und erhaltenden Natur selbst war, die in allen ihren Werken Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit herrschen ließ, um die Kräfte ihrer Geschöpfe, in eben so tausendfachen Richtungen, wirken zu lassen.

Nur wegen dieses Mißverhältnisses der Kräfte der Wesen, und besonders der Menschen, streben diese Wesen nach so ganz verschiedenen Gütern, laufen nach so ganz verschiedenen Zielen, arbeiten nach so ganz verschiedenen Planen. Ohne diese Mannigfaltigkeit würde ein ewiges Geitzen nach demselbigen Gut, ein ewiges Ablaufen des-

selbigen Ziels, ein ewiges Zerstören desselbigen Plans unvermeidlich gewesen seyn. Eine durchgängige Gleichheit der Kräfte mehrerer gleichartiger Wesen würde nicht blos unübersteigliche Hindernisse in der Ausübung und Wirksamkeit dieser Kräfte gelegt, sondern wahrscheinlich auch eine gänzliche Stockung und Unthätigkeit derselben verursacht haben. Denn der Sporn der Nacheiferung würde in diesem Fall nicht länger zum rastlosen Fleiß und zur nachstrebenden Anspannung der Kräfte antreiben; weil gleich von Anfang kein höheres Muster da wäre, dem z. B. die perfektible Natur des Menschen nachzukommen trachten könnte.

Die rechtliche Gründung des Rechts des Stärkeren beruhet daher auf einer gedoppelten Beobachtung. Einmal, des uns von der Natur eingepflanzten unbegränzten Triebes zur Glückseeligkeit, nach welchem wir uns so vollkommen und glücklich machen dürfen, als wir immer können. Zweitens, der Ungleichheit der physischen und der moralischen Kräfte mehrerer Menschen. Wenn man sich auch nicht darauf berufen will, daß die Natur dabei, — daß sie der Länge des

einen

einen eine Elle mehr zusezte, und ihn mit einem größern Maas von Kräften ausrüstete, als den Andern — die Absicht gehabt haben muß, daß jener einen größern Wirkungskreis haben soll, als dieser: so ist schon das einzige Dasein der Ungleichheit der Kräfte, der Stärke und Schwäche, für das Recht des Stärkern Beweis genug. Denn, wenn sich diese ungleichen Kräfte äußern: so ist es nicht anders möglich, als daß die kleinere Kraft der Ueberlegenheit unterliegen muß. Daß man einander, wie gewöhnlich gelehrt wird, in der Kollision ausweichen müße, ist eine nichtsbedeutende Ausflucht; weil es keine einzige Handlung giebt, die nicht mit irgend einer Handlung eines andern Menschen kollidirte.

Es ist in der That eine der härtesten Zumuthungen, wenn man es einem vorzüglichen Menschen, der den andern, die um ihn sind, an Kräften und Talenten bei weitem überlegen ist, zur Pflicht machen will, daß er völlig so mit ihnen existiren soll, wie sie mit ihm. Unsinnig ist diese Forderung. Seine Vorzüge müssen sich auch als Vorzüge und Superioritäten äußern; eben weil sie vorzüglich sind. Wie schmerzhaft müßte die Aufopferung seyn, wenn

ein vorzüglich kluger und weiser Mann mit thörigten Jungfrauen existiren müßte; ohne diese nicht unter sich zu bringen und als thörigt behandeln zu dürfen? Gerade das Gefühl seiner Kraft und das Unbehagliche der Subsistenz mit solchen Menschen, die weit schwächer und dünner sind, als er selbst, treiben ihn an, nach dem Recht des Stärkern zu wirken.

Ich trage kein Bedenken, die Vertheidigung des Satzes — daß auch die Gottheit, nach dem Recht des Stärkern, die Welt beherrscht und mit Weisheit und Güte regieret, — zu übernehmen. Es haben schon einige aufgeklärte Denker diesen Gedanken gewagt. Aber man denke ihn ja nicht, wie sie ihn dachten. Sie wußten nicht, was das Recht des Stärkern eigentlich andeutet. Es verkündiget nicht Tyrannei, sondern Beglückung.

Um der Vorstellung vom Recht des Stärkern, — welches kein einziger Philosoph, nach einer gehörigen Analyse der hier eingreifenden Begriffe, mit diesen ihm eigenthümlichen Charakteren abgebildet hat, seitdem Hobbes und seine menschenfeindlichen Anhänger das fürchterliche Bild desselben ausgemalt und in Gang gebracht haben, — alle nachtheiligen Eindrücke, alles Schreckhafte zu benehmen, mögen folgende Betrachtungen vielleicht nicht ohne Nutzen zu gebrauchen seyn.

1) Der am Körper und Geist schwache Mensch, der sich wegen seiner Schwäche vor dem

Andern

Andern bückt, hält diese Unterwürfigkeit nicht für ein Unglück; so wenig es ein Europäer für ein Unglück halten kann, daß er nicht großer Mogol, oder der Dalai-Lama ist. Das läßt sich aus der allgemeinen Beobachtung abnehmen, daß es nicht leicht einen Menschen giebt, der mit der ganzen Individualität irgend eines andern zu tauschen Lust hat. Kein Unterthan giebt sich hin, um ganz das zu seyn, was sein Beherrscher ist. Jeder Mensch glaubt doch im Ganzen besser und glücklicher zu seyn, als ein jeder Andrer. Ein jeder freuet sich, daß er die Flecken nicht hat, die er an seinem Nachbar wahrnimmt, wenn er selbst übrigens mit vielen andern Mängeln überladen ist.

Hiezu kömt: Die Wünsche der Menschen sind doch gewöhnlich der Stärke ihrer Kräfte und Triebe proportionirt. Nach unthunlichen Unmöglichkeiten ringt niemand absichtlich. Nun aber sagt dem Schwachen schon das eigne Gefühl seiner Ohnmacht, daß er nicht zum befehlen, sondern zum gehorchen geboren worden. Er argwöhnet daher auch nicht einmal, daß ihm doch die Stelle eines Volksführers angemessener seyn möchte; weil er fühlt, daß er auf einem solchen Posten, bei seiner Schwäche, unglücklich seyn müße. Er freuet sich daher, daß er geleitet wird. Er gehorcht, ist unterthan: und ist glücklich. Gerade sein Trieb, der ihn, in der Aufsuchung der Gegenstände seines Vergnügens und seiner Glückseeligkeit, zum

Handeln bestimmt; dieser Trieb ist es, der ihn von allen herrschsüchtigen Ideen entfernt, und der ihm fühlbar genug zu erkennen giebt, daß er nur durchs Gehorsamen glücklich seyn könne. Sollte man von einem Menschen, der solche Begriffe, Gesinnungen und Neigungen hat, nicht schon zum voraus vermuthen können, daß er sich von freien Stücken an einen Andern anschmiegen werde, den er für vollkommener hält; sobald ihm dieser zur Unterthänigkeit winkt. In diesem Fall befindet sich das weibliche Geschlecht.

Ich mag das Recht des Stärkern, in diesem Lichte, von so vielen Seiten ansehn, als ich will; ich finde nichts, was mich schaudern machte. Tretet der Sache nur näher; sie wird euch Zuneigung zu ihr abnöthigen.

2) So wie der gehorchende Theil, nach dieser Vorstellungsart, nicht als eine unter einer schweren Bürde seufzende Kreatur betrachtet werden kann; indem er sich auf Anregung seines eignen Triebes unterwirft: eben so darf auch der Herrscher, der sich durch die Ueberlegenheit seiner Kräfte den Schwächern unterwirft, eben nicht als ein wütender Starker beschrieben werden. Denn außerdem, daß ihn eigentlich sein Trieb glücklich zu seyn, und glücklich zu machen, der sich, in Verhältniß seiner größern Kraft, gleichfalls wirksamer äußern muß, zum Herrscher oder zum Obern bestellt hat: so dringt sich ihm auch

eine

eine andre Wahrheit gar bald auf, diese nemlich, daß seine Glückseeligkeit, mit der Wohlfart des Andern, nicht nur sehr gut bestehen könne, sondern, daß sie auch durch des andern Glück, in einem hohen Grad erhöhet werde. Je mehr er sich hievon überzeugt; (und keinem Menschen ist diese Ueberzeugung unentbehrlicher, als dem Gebieter,) desto mehr wird sich sein Begriff vom Recht erweitern. Recht wird ihm nun seyn, was gemeinnützig, was in Beziehung auf seine eigne sowol, als auf die Glückseeligkeit Andrer, die er um sich herum versammlet hat, das Beste ist. Wenn er endlich im Beobachten und in der Aufklärung ganz weit fortgerückt ist: so wird er auf den allerallgemeinsten Begriff von Recht kommen, welches in der Vollbringung dessen besteht, was in allem Betracht, nach allen seinen Wirkungen und Folgen, das Zuträglichste, das Nützlichste, das Beste ist.

Hieraus erhellet zugleich, wie sich die Begriffe vom Recht allmählig dessen entäußern, was einem anfänglich anstößig seyn konnte, ich meine, des Umstandes, daß man die Bestimmung von Recht und Unrechtseyn ursprünglich dem Trieb überlassen muß. Die Grundidee bleibt indessen immer dieselbe. Handlungen zur Glückseeligkeit sind Recht, sind Tugend, die wir auch eigentlich nur um ihres Nutzens willen lieben. Diese Grundidee aber wird beim Fortgang der bürgerlichen Aufklärung, vom Gefühl immer mehr und

mehr unabhängig, bis es am Ende das ausschliessende Geschäfte der Vernunft wird, das, was in allem Betracht das Beste ist, zu beurtheilen, und die Folgen der Handlungen in ihrem ganzen Umfang zu übersehn.

Dieses Umwandeln des Begriffs von Recht in Rücksicht auf den Richter, der den Ausspruch darüber thut, ist sowol beim einzelnen Menschen, in verschiedenen Zeitaltern seines Lebens, als auch bei ganzen Nationen, die auf verschiedenen Stufen der Kultur stehn, sehr leicht erkennbar. Was das Kind für ein seiner Glückseeligkeit angemessenes Gut hält, ist in den Augen des Erwachsenen entweder gleichgültig oder schädlich. Was bei einer rohen Nation die höchste, wünschenswertheste Glückseeligkeit ausmacht, das sieht der verfeinerte Bürger von ganz andern Seiten an. Selbst, wenn er einen gewissen Gegenstand, den sein roher Nachbar schäzt, gut nennen muß; wird er doch selten den Grad von Güte in demselben wahrnehmen, den der Andre sich in ihn hineingeträumt hat. Denn die Ideen des Verstandes sind deutlicher und mehr entwickelt, als die oft sehr unverständliche Anzeigen des Gefühls.

Dies haben die Vertheidiger sowol, als auch die Bestreiter des moralischen Gefühls übersehn. Die Bestimmung der Rechtmäßigkeit oder der Unrechtmäßigkeit einer Handlung, das Wohlgefallen an rechtschaffenen, und der Abscheu für schänd-

lichen

lichen Thaten, ist eben sowol das Geschäfte des nach den Anzeigen der menschlichen Grundtriebe richtenden Gefühls, als es das Geschäfte des nach deutlichen und bestimmten Begriffen urtheilenden Verstandes ist. Nur muß man Menschen von Menschen unterscheiden. Der fühlende Mensch kann nicht räsonniren, und der Räsonneur kann nicht fühlen. Jenem zeigen seine Triebe zur Glückseeligkeit den Charakter dessen, was Recht und Unrecht ist, unmittelbar an. Denn die Kräfte seines Verstandes sind unentwickelt; er hat sich keinen großen Vorrath von Begriffen beigelegt, mit deren seine Vernunft operiren, an die sie die vorkommenden Handlungen halten, und durch deren Hülfe sie, nach reifer Untersuchung, Recht und Unrecht anerkennen könnte. Dieser hingegen hat die Aussagen seines Gefühls in Begriffe und Sätze verwandelt. Er hat sich die Fertigkeit erworben, mittelst häufiger Ideenassociationen, nach allgemeinen Gründen, seine Urtheile, über die moralische Güte der Handlungen, zu bilden. Durch diese stete Uebung im Urtheilen und im Schließen wird die Feinheit des Gefühls abgestumpft; weil es in diesem Zustand der Aufklärung nicht so fleißig geübt und angestrengt wird, als die Organen des Verstandes und der Vernunft. Dies ist auch der Grund, warum sich der polizirte Bürger nicht auf sein Gefühl berufen darf, wenn er über das Recht

oder Unrechtsein eigner und fremder Handlungen erkennen will. Da, wo alle Welt Begriffe bearbeitet und räsonnirt; wer wollte da fühlen? Selbst, wenn sein Gefühl in einzelnen Fällen richtiger wäre, als die Räsonnements seiner Mitbürger, die freilich bisweilen falsch seyn können; theils, weil die nach den Gefühlen gemodelten Begriffe nicht immer ächte Abdrücke derselben sind, theils aber auch, weil aus den richtigsten Grundbegriffen falsche Folgen gezogen werden können.

3) Je mehr Einer dem Andern an phisischen und an moralischen Vollkommenheiten überlegen ist, und je mehr er Weisheit und Klugheit besitzt; desto weniger hat er nöthig, Gewalt zu üben, um den Andern, der sich nicht selber führen kann, zum Guten anzuleiten. Seine Klugheit wird ihm Mittel genug, zu einer sanften Lenkung solcher Individuen, an die Hand geben, die sich ohne Führer in den Wüsten verirren, und die mit der Natur hadern müßten, wenn sie, unzufrieden mit ihrem Schicksaal, die fremde Beihülfe als eine beschwerliche Last ansehn wollten. Die Natur hat ihnen ja dadurch die ihnen abgehenden Kräfte mit mütterlicher Milde ersezt, daß sie sie an Andre weis, die ihre Helfer und Rathgeber seyn sollen. Gepflegt, beschützt und versorgt werden, ist dem Schwachen eben so angenehm, als es dem Starken ein himmlisches Vergnügen ist, Menschen zu pflegen und zu beglücken.

Aller

Aller Wahrscheinlichkeit nach, waren es durchgängig die intellektuellen Vorzüge, die ihre Besitzer antrieben, ihr Licht leuchten zu lassen, und mit dem Glanz ihres Scheins die matter leuchtenden Lampen zu erhellen. Denn Fette des Fleisches ohne Nerven des Geistes entstockt in Trägheit, die in allen großen Unternehmungen feind und nachtheilig ist.

Es kam also dabei nicht so sehr auf straffere Sehnen, oder auf robustere Fäuste, als auf ein reichhaltigeres klügeres Gehirn an. Nun aber lehrt die Erfahrung, die wir noch jeden Augenblick in der Geschichte unsers eignen Lebens machen können, daß uns eine Verbindlichkeit, eine drückende Last, eine schwer zu erfüllende Pflicht, — wenn wir uns durch eingreifende Vorstellungen eines klugen ehrwürdigen Mannes, zur Befolgung derselben bequemt, oder auch, wenn wir uns ins künstliche Gewebe eines verschmizten Betrügers, der uns eine gewisse Verbindlichkeit zu seinem einseitigen Vortheil von der annehmlichsten Seite vorzustellen wußte, haben verstricken lassen, — bei weiten so unangenehm und beschwerlich nicht ist, als wenn wir mit handgreiflichen Motiven, mit Druck, Stoß und Schlägen, zu demselbigen Geschäfte angehalten werden sollten. Der Grund hievon liegt ohne Zweifel darinnen, daß wir im ersten Fall nothwendig einige reizende Seiten bemerken mußten, ehe

wir

wir uns, durch den geschlossenen Vertrag, zur Erfüllung dieser Pflicht anheischig machten. Diese Gesichtspunkte, woraus wir damals die Sache ansahen, konnten in der Folge unmöglich so ganz verändert werden, daß nicht wenigstens eine oder ein Paar angenehme Seiten noch immer hervorschimmerten; selbst, wenn es sich am Ende auch fand, daß wir wirklich berückt worden sind. Es bleibt daher noch immer ein Schimmer derjenigen Vortheile in der Seele übrig, die wir uns damals versprachen, als wir jene Verbindlichkeit übernahmen. Im lezten Fall hingegen ist keine einzige Gegenvorstellung da, die uns die Last einer erzwungenen Pflicht wegheben könnte. Ihr unangenehmes stellt sich uns in seiner ganzen Größe dar; und wir erliegen unter einer solchen Bürde, die uns die Imagination noch dazu sehr oft weit schwerer vorstellt, als sie wirklich ist.

So wünscht' ich, daß man sich das Recht des Stärkern dächte. Ich bin überzeugt; der so gefaßte Gedanke schließt kein feindseeliges Niederdrücken der menschlichen Kräfte ein, und das Gefühl des friedliebendesten Mannes kann sich aus keinem Grund gegen diesen Gedanken sträuben.

Man muß dieser Vorstellungsart unter andern auch deswegen gut seyn; weil die Lehren, die zur Anordnung des Verhaltens der Regenten in ihr eingewickelt liegen, unaussprechlich wich-

tig und wolthätig sind. Der Herrscher muß, auch nach dem Recht des Stärkern, seine Unterthanen beglücken. Dies ist seine erste und höchste Pflicht, die unmittelbar aus der Entstehungsart seiner Würde fließt.

Was brauchen wir endlich weiter Zeugniß; da wir dies natürliche Recht auf dem ganzen Erdboden, bei barbarischen sowol, als bei kultivirten Nationen, in der Praxis befolgt sehn? Alle Völker handeln nach diesem Grundprinzipium des Rechts; nur ist es, bei den mancherlei Denkungsarten der verschiedenen Nationen, auf eine mannigfaltige Weise modifizirt worden. Einige, und das sind alle Wilden ohne Ausnahme, schätzen große körperliche Stärke. Homers Götter und Helden, die mehr fressen und saufen können, als die gewöhnlichen Menschen, sind die Führer, denen sie sich anvertrauen. Wer unter den Karaiben nach der königlichen Würde strebt, muß den heftigsten Schmerz und die peinlichste Marter, mit unerschütterter Standhaftigkeit, überwinden. Er muß wachen können, wenn Andre schlafen; sich auf der Jagd und beim Fischfang vor Andern hervorthun; kurz, sich durch Handeln und durch Leiden auszuzeichnen wissen (*).

Die

(*) Wir finden zu wenig Kraft in den Beweisen, die aus der Vergleichung der Thiere mit dem Menschen, zur Erhär-

Die meisten polizirten Staaten Europens haben, seit den leztern Jahrhunderten, für gut befunden, den einen Zweig vom Recht des Stärkern, nemlich die Ueberlegenheit an körperlicher Kraft, abzuhauen. Man hat dagegen diese abgeschafte Faustkraft auf gewisse andre Dinge übergetragen, die schlechterdings nichts mehr und nichts weniger bedeuten, als das körperliche Faustrecht. Dahin gehören Reichthum, Geburt, Konnexionen, u. s. w.

Ueberflüßig würde die ausdrückliche Anmerkung seyn, daß das Uebergewicht an Geisteskräften, in unsern Staaten, volle Rechtsgültigkeit habe; wenn der Geist des Widerspruchs dieses ganze Lehrstück nicht so sehr entstellt hätte.

Erhärtung einer muthmaaßlichen Eigenschaft des Leztern, hergenommen werden. Wir würden uns sonst auf den Stier berufen können, dem sich die Heerde nicht eher unterwirft, er habe sich denn in dieser Würde durchgefochten, und das Feld gegen alle, die es ihm streitig machten, behauptet. Vergl. Home's Sketches. Book II. Eſſay. I.

Fc 2244
8

Untersuchungen,

über den

Stand der Natur.

— — — — Deus ille fuit, — — — —
Qui princeps vitae rationem invenit eam, quae
Nunc appellatur sapientia: quique per artem
Fluctibus e tantis vitam, tantisque tenebris,
In tam tranquillo, et tam clara luce locavit.

LUCRETIUS.

Berlin, 1780.

Im Verlag der Buchhandlung der Realschule.

KÖNFRIED
UNIVERS.
ZVHALLE